Hilf mit!

Illustrierte Deutsche Schülerzeitung



Januar

Der Reichssportführer von Tschammer und Osten
bei den HJ.-Skilaufmeisterschaften in Garmisch-Partenkirchen

Aufnahme: Dr. Weskamp

Nr. 4 / 1939



Adolf Hitler

Eine Zeichnung von Paul Klose

Henrich Hansen:

Die Tat des Führers

Ein neues Jahr ist angebrochen und damit ein großer Zeitabschnitt beendet. Eine Spanne von 365 Tagen ist so gewaltig, daß das Schicksal nicht nur des einzelnen Menschen, sondern eines ganzen Volkes, ja, eines ganzen Erdteiles darin beschlossen sein kann. Es tut sicher nicht gut, viel in die Vergangenheit zu schauen; es ist aber nötig, daß man an einem Tage, wie es der 1. Januar eines jeden Jahres ist, zurückschaut auf die vergangenen zwölf Monate und sich fragt: War alles das, was du in dem vergangenen Jahr geleistet hast, wertvoll, oder mußt du am letzten Jahrestag bekennen: Ich schäme mich dieses Jahres? Und wenn man dann rücksichtslos die Summe über das eigene Tun gezogen hat, pflegt man meistens mit frischem Willen und neuen Entschlüssen ins kommende Jahr zu gehen.

Wie es nun im Leben des einzelnen Menschen ist, so ist es auch im Leben eines Volkes! Jedes Volk wird am Schluß des Jahres genau wie jeder von uns zurückschauen und sich fragen: War es gut oder war es böse, was wir in diesem Jahre geleistet und erlebt haben? Die Antwort darf heuer lauten: Das deutsche Volk kann mit Stolz und Dankbarkeit in das neue Jahr hineingehen. Es hat seine Pflicht getan. Das größte Jahr der Geschichte vieler Jahrhunderte ist zu Ende gegangen. Großdeutschland ist geworden! Und wenn man sich dann überlegt, wie das alles kommen konnte, dann gibt es nur eine einzige Antwort. Sie lautet: Durch die Tat des Führers! Auch die deutsche Jugend wurde des Glückes teilhaftig, Zeuge der geschichtlichen Taten Adolf Hitlers zu sein. Eines ist gewiß, solange die Jugend dieses großen Jahres lebt, wird sie in der Geschichte das vergangene Jahr unzerstörbar verzeichnen helfen.

Die Eingliederung Österreichs ins Vaterland ist nun schon Geschichte geworden, die Not der deutschen Ostmark schon fast vergessen. Und das ist begreiflich, denn wenn man heute durch das Land fährt, sieht man statt der grauenhaften Arbeitslosigkeit überall die Hände sich fleißig regen. Man sieht das Winterhilfswerk dafür sorgen, die Not — die noch hier und dort nicht so schnell behoben werden konnte — lindern zu helfen. Aber man sieht auch die österreichischen jungen Menschen in der stolzen Uniform der großen deutschen Wehrmacht in Reih und Glied mit den Kameraden aus Ost und West, Süd und Nord marschieren. Wir haben damals, als Österreich ins Reich heimkam, geglaubt, nun sei eine so große geschichtliche Tat vollbracht, daß wohl fast nichts Größeres mehr in diesem Jahr kommen könne. Das Schicksal hat es anders gewollt.

Einen Monat später war der Führer in Italien. Er besuchte dort seinen großen Freund Benito Mussolini und knüpfte nicht allein die Bande seiner persönlichen Freundschaft, sondern auch der Freundschaft der Völker untereinander neu. Die Welt glaubte damals prophezeien zu müssen, daß die Achse Rom—Berlin erschüttert sei. Sie wurde erst dann kleinlauter, als die beiden Männer die unzertrennbare Freundschaft der beiden großen Völker verkündeten, und nun wohl endgültig belehrt über die Unzerstörbarkeit dieser Achse. Das geschah in jener Stunde, als der Duce während des Streitfalles mit der Tschechoslowakei seine Wehrmacht für Deutschland mobilisierte, um Seite an Seite mit Deutschland, wenn es sein müßte, für das Recht der Sudetendeutschen die Waffen zu ziehen.

Und nun begann eine Zeit großer Ereignisse. Immer stärker mußten unsere Brüder in der Tschechoslowakei unter der Vergewaltigung und Not leiden. Zu Tausenden flohen diese geknechteten, mißhandelten Menschen zu uns ins Altreich, Tausende saßen in den Wäldern versteckt, ihre Anwesen brannten, ihr Hab und Gut war vernichtet. Und dennoch war in ihren Herzen der große Glaube: Der Führer wird uns helfen! Wir werden frei werden durch die Tat des Führers! Die Welt glaubte den berechtigten Forderungen der Sudetendeutschen, die da lauteten: Heim ins Reich, widersprechen zu müssen. Man schämte sich nicht, mit Waffengewalt zu drohen, falls die verfolgten Menschen sich doch ihr Recht holen würden.

So stand denn, geschürt durch die Juden und den Weltbolschewismus, eine Welt von Feinden bereit, Deutschlands Ansprüche zu vereiteln. Wieder war es der Führer, der in unerschütterlicher Ruhe den Befehl zur Aufrüstung des deutschen Heeres gab. Zum ersten Male spürten sie draußen, daß die deutsche Wehrmacht nicht zur Parade erzogen, sondern gewillt sei, mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln für sein Recht einzutreten. Sie spürten das besonders, als der Führer die Befestigung der Westgrenze befahl. Deutschland ist nicht zu schlagen!, so erkannten sie bald. Und während wir zu Nürnberg den Reichsparteitag Großdeutschlands in Ruhe und Frieden feierten, wurden in den uns benachbarten Ländern dennoch die Reservisten zu den Fahnen gerufen. Noch einmal warnte der Führer die Welt; noch einmal aber versprach er seinen Sudetendeutschen, daß er sie heimholen würde ins Reich — so oder so! Und dabei blieb es!

Es kamen jene geschichtlichen Stunden, die wir in einer früheren Nummer unter dem Titel „Männer machen die Geschichte" hier niedergelegt haben — die Stunden von München. Hier fanden sich vier Staatsmänner zusammen, um in letzter Minute das Unheil eines Weltkrieges abzuwenden. Diese Zusammenkunft in München bedeutete aber zugleich auch die Anerkennung der berechtigten Forderungen unserer sudetendeutschen Brüder. So konnten denn am 1. Oktober die deutschen Truppen in das befreite Gebiet einrücken. In ihrem Jubel verklangen die letzten Seufzer der bisher so geknechteten Menschen. Aus ihrem Weinen wurde die Freude, aus ihrer Not das Glück.

So standen sie dankbar und einmütig am 4. Dezember vor der Urne und warfen ihren Wahlzettel hinein, auf dem geschrieben stand, daß sie freiwillig und gern sich für alle Zeiten zum großen deutschen Vaterlande bekannten. Von einem „deutschen Wunder" sprach die Weltpresse wieder in den letzten Monaten. Das deutsche Wunder des Jahres 1938 aber konnte nur Wahrheit werden ganz allein durch die Tat des Führers und den Einsatz aller deutschen Menschen. So gehen wir denn frohen und dankbaren Herzens in das Jahr 1939 hinein. Wir wissen, was das Jahr uns auch bringen mag, es wird zum Glück ausschlagen für das deutsche Volk. Denn Adolf Hitler führt uns!

Aus den Erinnerungen eines öffentlichen Anklägers

Es ist ein lauer, stiller Sommerabend am Rhein, der mit seinen breiten Fluten am behäbigen alten Köln vorbeirauscht. Die alten Herren, die dort unten am Rhein unter einem Lindenbaum sitzen, in der Tracht des Biedermeier mit blauen Wertherfräcken und kurzen Stulpstiefeln oder merkwürdig breiten Sammethosen, alles scharfgeschnittene alte Köpfe, trinken in Frieden ihren Wein. Seit vielen Jahren ist hier der Stammtisch vom Oberlandesgericht, wo die alten Richter zusammensitzen und von alten und neuen Zeiten sprechen. Das Gespräch dreht sich, wie nicht anders zu erwarten in diesem Kreise, um die letzten großen Verbrechen, die abgeurteilt worden sind. Es ist die Zeit um 1820, eine stille Zeit im deutschen Lande.

Einer von den Herren, der schweigend dem Gespräch der anderen zugehört hat, wird plötzlich über den Tisch angerufen: „Sagen Sie, Herr Oberstaatsanwalt, Sie haben doch den alten Keil noch gekannt?"

„Ich habe ihn sehr gut gekannt, denn ich habe ja unter ihm gearbeitet — es gab keinen besseren Kriminalisten in rheinischen Landen als ihn."

„Erzählen Sie doch einmal von ihm!"

„Ach ja, erzählen Sie von Keil."

„Also, wenn es die Herren nicht langweilt, dann will ich es gerne tun. Es war ja damals eine böse Zeit in deutschen Landen. Die Franzosen hatten das linke Rheinufer besetzt, das alte Heilige Römische Reich Deutscher Nation lag in seinen allerletzten Zügen, eine alte Zeit hatte sich zum Sterben gelegt und eine neue war noch nicht geboren worden. Damals war Keil hier in Köln „Öffentlicher Ankläger", er ist es auch geblieben, als die Franzosen sich hier in die Macht setzten. Er war also, was wir jetzt Staatsanwalt nennen würden, und zwar der Oberste Staatsanwalt, hatte auch die Verfügung über die Polizei — nämlich, was man damals so Polizei nannte —. In jedem kleinen deutschen Lande war die Polizei anders, nirgends war sie gut außer bei den Preußen. Die französische Polizei war an sich gar nicht schlecht. Aber dafür hatten die Franzosen die Geschworenen-Gerichte hierhergebracht. Der Verbrecher wurde nicht von Richtern abgeurteilt, sondern Bürger aus der Gemeinde wurden ausgelost, die entscheiden mußten, ob der Angeklagte schuldig oder unschuldig war. Der Richter hatte nachher nur, wenn der Angeklagte von den Geschworenen schuldig gesprochen war, die Strafe festzusetzen. Diese Geschworenen-Gerichte waren ein reines Unglück — aus übertriebener Menschlichkeit oder gar weil sie bestochen waren, was oft genug vorkam, sprachen sie die Verbrecher frei. Sie können sich die Verzweiflung eines so treuen Beamten, wie Keil es war, vorstellen, wenn die größten Gauner freigesprochen wurden, die man endlich mit sehr viel Mühe eingefangen hatte.

Aber ich wollte von Keil selber erzählen.

Noch ehe die Franzosen hier einrückten, begann das Unwesen der großen Räuberbanden. Mit geschwärzten Gesichtern, zu Pferde oder mit Kutschen rasch von einer Landschaft in die andere, zogen die Räuber durch das Land. Es waren teils verkommene, rohe Subjekte, die sich aus dem Auswurf der Bevölkerung zusammengefunden hatten, zum allergrößten Teile aber waren es Juden.

Ich will Ihnen einen Fall erzählen.

Es war eines Abends im April 1797. Ich war damals als Gehilfe dem öffentlichen Ankläger Keil zugeteilt. Wir hatten bis spät in den Abend den Juden Jakob Kernmilch im alten Gefängnis am Klingelpütz vernommen, der dort nach dem scheußlichen Überfall auf das Haus des Pächters Blanke in Hüchelshoven saß. Eine ganze Schar von Räubern nämlich, geleitet von dem mehrfachen Mörder Damian Hessel, darunter die beiden ebenfalls wegen Mordes steckbrieflich verfolgten jüdischen Berufseinbrecher Markus Falk, genannt „Falksmottchen", und Chie Joma „Generalchen", ein jüdischer Schlächter, der in gestohlener Soldatenuniform herumlief, alle zusammen, etwa an die vierzig Mann, waren gegen Mitternacht des 29. August 1796 am Haus des Pächters Blanke in Hüchelshoven erschienen. Mit einem dicken Rammbaum hatten sie die Tür aufgerannt, aber der Pächter Blanke hatte noch die Geistesgegenwart, seine Pistole auf sie abzudrücken. Da wollte es das Unglück, daß das Pulver von der Zündpfanne verschüttet war — die Pistole versagte! Blanke flüchtete die Stiege hinauf zu seinem Schlafzimmer, wo er vorsichtigerweise zwei weitere Pistolen aufbewahrte. Mit diesen schoß er unter die Räuber, die Räuber schossen herauf, stürmten über die Stiege auf den tapferen Mann los. Da kam unerwartet ein junger Knecht des Pächters und schoß kaltblütig zwischen die Räuber. Das sprengte sie auseinander. Trotz ihrer Übermacht entflohen sie erschreckt. Dabei war der Räuber Joseph Kernmilch angeschossen und konnte wenige Tage darauf in einem Kochemer Baies verhaftet werden."

„Was ist das, ein Kochemer Baies?"

„Das ist ein Haus, wo Gauner Unterschlupf finden." In Wirklichkeit war ja damals jedes Judenhaus „kochem", d. h. die Juden standen überall mit den Räubern im Bunde. Keil hat mir mehrere Fälle erzählt, wo wohlhabende und angesehene Juden bei Nacht die Hehlerware aufkauften. In Mainz haben wir einmal einen Rabbiner verhaftet, dessen Sohn „Scherfenspieler" war, d. h. gestohlene Ware aufkaufte. Fast immer wurden die Einbrüche vorher durch jüdische Händler ausbaldowert, verkundschaftet.

Aber ich wollte von jenem Abend erzählen. Wir hatten also den Verbrecher eingehend vernommen. Ich hätte ja am liebsten dem alten Gauner eine ordentliche Tracht Prügel aufmessen lassen, um ihn zum Geständnis zu bringen. Aber Keil hielt von diesen Methoden nichts, sondern verließ sich auf sein Geschick und seine Vernehmungskunst. Stundenlang hat er, der die Gaunersprache völlig beherrschte, in den dumpfigen Kerkern bei den Gaunern gesessen, um sie mit Drohungen und Versprechungen auszuhorchen, bis sie ‚Emmes gemacht", d. h. „ein Geständnis abgelegt hatten". Er wollte auf diese Weise vor allem auch die Hintermänner herausbekommen, vielleicht sehen, den armen Beraubten etwas von ihrem verlorenen Eigentum wiederzuschaffen.

Als wir an jenem Abend nun aus dem Gefängnis am Klingelpütz heraustraten, da stand eine Frau vor uns, die so entsetzlich verstört aussah, wie ich kaum je einen Menschen wieder gesehen habe. Aus ihrem Schluchzen und ihrem Jammer bekamen wir dann folgendes heraus: es war die Frau des Gastwirtes Franzen aus Eschweiler. Beides waren ordentliche und fleißige Menschen, die im Ruf standen, sich ein nettes Sümmchen gespart zu haben. Die Frau lag krank zu Bett, der Mann hatte sich auch schlafen gelegt, als auf einmal die Tür mit donnerndem Krach in tausend Stücke brach, zwölf geschwärzte Kerle im Zimmer standen. Und als der Wirt sich in seinem Bett erhob, schmetterte ihm einer der Schurken den Gewehrkolben vor die Stirn. Der unglückliche Mann stürzte, raffte sich aber auf, gelangte noch durch die Küchentür bis an den Kamin, hatte das Gewehr mitnehmen können und legte es auf die Räuber an.

„Will das Schwein sich noch wehren?" schrie einer der Räuber. Der ganze Schwarm warf sich auf ihn, riß ihn nieder, mißhandelte ihn in fürchterlicher Weise, und diese Tiger würden ihn wohl ermordet haben, wenn sie nicht zugleich durch einen französischen Reiter, der hier im Quartier lag, gestört worden wären. Die arme Frau hatten sie auch von ihrem Krankenbett gerissen, mit Füßen getreten und mißhandelt, das Haus rein ausgeplündert und alles auf einen mitgebrachten Wagen geschleppt. Als die Räuber sich mit dem französischen Reiter zu schaffen machten und ihn vertrieben, gelang es dem unglücklichen Wirt, sich loszureißen, er flüchtete auf den Boden und von dort auf das Dach. Die Räuber fesselten die Frau und den Franzosen, suchten vergebens nach dem Wirt und zogen dann ab. Erst als sie fort waren, kamen die Dorfbewohner heraus. Sie fanden den unglücklichen Mann halb erfroren auf dem Dach sitzen. Er hatte vor Schreck die Sprache verloren. In einer Nacht waren diese unglücklichen Menschen um alles gebracht und zu Bettlern geworden. Da aber hätten Sie Keil sehen sollen! Er hat die Frau mindestens vier Stunden lang vernommen, bis er aber auch alles über die Räuber aus ihr herausgefragt hatte. Und dann nahm er die Verfolgung auf. Er fuhr selbst nach Eschweiler, er ließ alle Kochemer Baies, alle ihn bekannten Verstecke absuchen. Er hatte bald heraus, worum es sich handelte. Wieder war es der berüchtigte Damian Hessel, dann der Jude Schmaie Nathan, die Juden Bacharach, Selig Rafael und der „scheele Jickjack", ein

„Ungeheuer erster Ordnung", wie ihn Keil nannte, die mit einigen ihrer Gehilfen den rohen Überfall begangen hatten. Die Gelegenheit dazu war ihnen vom Juden Susmann, einem Pferdehändler, der oft genug in das Wirtshaus kam, ausbaldowert worden.

Und nun begann Keil seine Fäden um die Räuber zu spinnen. Das war außerordentlich schwer, weil es sich um alte, erfahrene Gauner handelte, die stets unter falschen Namen auftauchten. Ein paarmal hofften wir schon, die Räuber eingekreist zu haben, aber wie von der Erde verschluckt waren sie wieder verschwunden. Da gelang Keil ein Hauptschlag. So zahlreich waren die Juden unter den Räubern, daß am Schabbes eigentlich kaum jemals Überfälle und Einbrüche stattfanden, denn dieselben Verbrecher, die mit der größten Roheit und Gewissenlosigkeit einsame Höfe überfielen, Menschen ermordeten, diese Scheusäler, die sich nicht geschämt hatten, bei dem Überfall auf den Hof Düdeling die armen Kinder zu fesseln und ihnen die Füße ins Feuer zu halten, damit sie verraten sollten, wo die Eltern ihr Geld hätten, saßen vom Freitagabend bis Sonnabend Mitternacht still in irgendeinem Judenhaus, weil ihr Gott ihnen befohlen hatte, daß sie den Schabbes heiligen sollten. Das ging soweit, daß dieselben jüdischen Hehler, die sonst mit der größten Habgier alle Sachen aufkauften, von denen sie genau wußten, daß sie gestohlen waren, am Schabbes die Diebe und Räuber vertrösteten und ihnen nichts abkauften, denn sie dürfen als strenggläubige Juden am Schabbes kein Geld anrühren.

Das machte sich Keil zunutze. Ein Gefangener, den wir im Klingelpütz sitzen hatten, an sich einer von den kleinen Dieben, hatte bei seiner Vernehmung auf den Juden Kahn in Hemmeden als einen der größten „Scherfenspieler", d. h. Hehler, der Gegend ausgesagt. Weiß der Teufel, wie er dazu kam. Keil ließ satteln und ritt mit mir und vier Gendarmen nach Hemmeden. Er kam gerade zur rechten Zeit an, nämlich als der Schabbes schon hereingebrochen, die Sonne untergegangen war. Wir ritten die kleine, enge Straße herauf, wo das Haus des Juden Kahn lag. Wir fanden vor dem Hause ein verdächtiges Subjekt stehen, der offenbar gerade hatte anklopfen wollen. Keil war mit Windeseile vom Pferd gesprungen und stand in seiner ganzen Länge vor dem Menschen, packte ihn kurzerhand am Kragen und fragte: „Was willst du hier?" In der unverfälschten Gaunersprache stotterte der Überraschte heraus: „Ich will sehen, ob noch Neires im Baies schefft." (Licht im Hause ist.)

Keil sagte ganz trocken: „Das wollt ich auch gerade", schob den Verdächtigen — er stellte sich nachher als ein Bändeljude heraus, der aber vier silberne Löffel, über deren Herkunft er sich nicht ausweisen konnte, im Mantel stecken hatte — einem Gendarmen zu.

Vorsichtig ließ Keil das Haus umstellen, ein Gendarm und ich blieben bei ihm, und dann trat er mit aller Kraft gegen die Tür.

Der Jude machte vorsichtig das Fenster neben der Tür auf. Da faßte ihn ein Gendarm auch schon am Kragen und sprang in das Haus. Durch das Fenster kamen wir so hinein und fanden die Schabbestafel gedeckt, Kahn mit dem Schabbeskäppchen auf dem Kopf, gerade im Begriff, das Essen zu eröffnen. Da tönte von der Hintertür ein lautes Geschrei. Mit langen Sätzen sprang ich hinzu, und da hatten wir den Fang! Der „scheele Jickjack", der seinen Schabbes bei dem Hehler verbringen wollte! Er versuchte noch ein Messer herauszuziehen, aber Keil faßte ihn im Genick und drehte ihm den Kragen so fest zu, daß er fast blau anlief. „Da haben wir den Mörder, den abgefeimten Spitzbuben", sagte Keil. — Das Erscheinen des Propheten Elias, den die Juden ja bei ihren Festen immer noch erwarten, hätte auf die Familie Kahn nicht überraschender wirken können, wie das persönliche Auftauchen des öffentlichen Anklägers aus Köln, dessen Name bei den Gaunern schon lange fast sagenhaft war. Nun hatten wir jedenfalls den „scheelen Jickjack" und konnten versuchen, aus ihm den Aufenthaltsort der anderen Verbrecher herauszubekommen. Kahn log sich frei, er behauptete, seinen finsteren Gast gar nicht gekannt zu haben; nachweisen ließ sich ihm wenig, und die Geschworenen sprachen ihn frei, worauf er mit frommem Augenaufschlag als „angesehener jüdischer Mitbürger" sich wieder nach Hemmeden verfügte. Den „scheelen Jickjack" aber sperrten wir tief unten in den alten Turm zu Engers, das schien uns noch sicherer zu sein als die Kölner Gefängnisse. Leider haben wir uns bitter getäuscht. Die Stadtwache, die den Turm unter Aufsicht halten sollte, versäumte ihre Pflicht, und eines Nachts hatten Fetzer und Herz Hammerich, zwei alte Gauner, den Turm erbrochen und den „scheelen Jickjack" mit einem Fischnetz aus der Tiefe des Turms herausgehoben. Nun war dieses Ungeheuer ersten Ranges wieder frei. Keil war tief empört über die Pflichtvergessenheit der Stadtwache. Da brachte uns ein neuer unerhörter Überfall der Banden auf einmal einen großen Erfolg. Ein Hausierer hatte den Räubern, die inzwischen das Städtchen Neuwied zu ihrem Mittelpunkt gemacht hatten, verraten, daß im Dorfe Daden bei dem Notar Akts ein reicher Geldmann erhebliches Vermögen hinterlegt hatte, viel mehr Geld, als man sonst in einem rheinischen Dorf vermutet. Das viele Geld lockte die Räuber. So tat sich eine ganze Horde zusammen. Die Gauner waren so reich, daß einige von ihnen sogar Extrapost bezahlen konnten, um bloß rechtzeitig den „Lékechen zu aussern", d. h. den Einbruch zu verüben, wie sie in ihrer jüdischen Gaunersprache sagten. Damian Hessel, Salomon Levi aus Mersen, genannt „Schlaumännchen", Salomon Schonat, genannt „Petschierstecher", weil er falsche Stempel anfertigte, Mausche Abraham, Weyers, ein Nichtjude, Seligmann, Salomon Rafael, Selig Benjamin Kahn, Mausche Freihäuschen, eine ganze Horde, etwa 30 ausgekochte alte Gauner, sammelte sich in der Nacht in einem Walde, nicht fern von Daden. Kaum waren sie einige hundert Schritte vorgerückt, da stießen sie auf einige Kohlenbrenner. Ohne viel Federlesens fiel die Bande über die ehrlichen Leute her, schlug sie nieder und knebelte sie. Dann drangen sie katzenartig in das Dorf ein. Die einen verstopften das Schlüsselloch der Kirche, damit nicht Sturm geläutet werden konnte, die andern knebelten den Nachtwächter; dann warf sich die Bande auf ein großes Haus. Hier aber hatte die Räuber das Glück verlassen. Sie hatten sich in der ziemlich ansehnlichen Ortschaft geirrt und statt des Hauses des Herrn Akts ein großes, leerstehendes Haus, das unbewohnt war, aufzubrechen begonnen.

Als sie ihren Irrtum merkten, waren schon einzelne Dorfbewohner erwacht. Und doch hätte die Sache schlecht ausgehen können, denn nun griffen die Räuber das gegenüberliegende Haus an, das einem herrschaftlichen Rentmeister gehörte. Dieser unerschrockene Mann, ein alter Forstbeamter, schoß aus dem Hause mit grobem Schrot, seine Tochter lud hinter ihm die Gewehre. Als die Räuber endlich in das Haus eindringen und den alten Forstmann in das obere Stockwerk vertreiben, mit der Ausplünderung der Zimmer zu ebener Erde beginnen konnten, da war das ganze Dorf bereits in Aufruhr. Mit Gewehren, Mistgabeln und Dreschflegeln gingen die Bauern unerschrocken den Räubern zu Leibe. Schließlich mußten diese eilig aus dem Dorf sich zurückziehen, aber die Bauern nahmen die Verfolgung auf. Es war dichter Nebel, so dicht, daß man keine Hand vor Augen sehen konnte. Durch das Anschlagen der Hunde und das laute Schießen in Daden waren auch die anderen Dörfer in der Nachbarschaft aufmerksam geworden. Von allen Seiten kamen jetzt die Bauern und stöberten nach der Räuberbande. Angstvoll flohen die Räuber und hofften, sich noch vor Anbruch des Tages den Bauern entziehen zu können. Aber wehe. Als die Hahnkraht kam und der graue Morgen heraufzog, waren sie auf ihrer Flucht im Kreise herumgelaufen und waren wieder ganz dicht vor Daden. Die Gegend war aufgestört wie ein Bienenkorb, ein großer Teil der Bauern war beritten, überall blitzten ihre Sensen in der Morgensonne, von allen Seiten zogen sie heran, um die Räuber einzukreisen. Auch Militär war zu Hilfe gekommen, und nun nützte es den Räubern nichts mehr, daß sie sich in einem Walde zur Wehr stellten. Um 8 Uhr früh war die ganze Horde verhaftet.

Da hätten Sie Keil sehen sollen! Mit Extrapost kam er von Köln. Die Bauern hatten die festgenommenen Räuber derartig windelweich geprügelt, daß die Räuber selber in Höllenangst vor einer Wiederholung dieser Kur glücklich waren, nun in der Hand des öffentlichen Anklägers zu sein. So gelangen Keil damals eine ganze Anzahl ausgezeichneter Vernehmungen. Wir konnten noch eine Menge anderer mitschuldiger Hehler, Wirte von „Kochemer Baies", und anderes Gesindel verhaften. Leider ist ein Teil der Gauner ausgebrochen, andere wurden an die preußische Verwaltung nach Wesel, wohin sie zuständig waren, ausgeliefert. Preußen hatte damals einen Vertrag mit dem russischen Zaren, wonach Schwerverbrecher an Rußland ausgeliefert und von dort nach Sibirien transportiert wurden. So verschwand eine Anzahl der Schlimmsten, der Jude Salomon Bacharach, der „Petschierstecher" u. a., auf Nimmerwiedersehen nach Sibirien.

Keil hat bis an sein Lebensende den Kampf gegen die Räuberbanden geführt, denn bald fanden sich wieder neue Gaunerbanden zusammen, und die Überfälle nahmen zu. Er hat aber auch noch die Genugtuung erlebt, wie Damian Hessel, Schmaie Nathan und der furchtbare Fetzer ihr Leben unter dem Fallbeil lassen mußten."

Der Oberstaatsanwalt lehnte sich zurück und schaute über den Rhein: „Ja, das war der öffentliche Ankläger Keil. Sein Leben lang hat dieser treue Mann gegen das Verbrechertum gekämpft. Ich habe von ihm jedenfalls eines gelernt: Ich nehme von jedem Menschen erst einmal an, daß er anständig ist, bis er mir das Gegenteil davon zeigt, von jedem Juden aber nehme ich an, daß er ein Gauner ist. Und bis jetzt hat mich noch keiner vom Gegenteil überzeugt."

Prof. Dr. Johann von Leers.



Wer Führerin sein will, muß natürlich selbst alles können; Schneidern und Basteln wie alle hauswirtschaftlichen und anderen praktischen Arbeiten einbegriffen



Freizeitabende zu gestalten wird in der Reichsschule für Arbeitsdienstführerinnen praktisch erprobt. Die Beherrschung eines Musikinstrumentes ist dabei sehr nützlich

Das Maidenhaus am Üdersee

Wir besuchen die Reichsschule des weiblichen Arbeitsdienstes

Vor mehr als einem Jahre weihte Reichsarbeitsdienstführer Hierl die Reichsschule des weiblichen Arbeitsdienstes in Finowfurth bei Eberswalde ein. Seitdem haben immer mehr Mädels zur Arbeitsdienstfahne gefunden. Aus 15 000 Arbeitsmaiden wurden 30 000, und so steigert sich die Zahl weiter von Jahr zu Jahr. Zu den sechs Lagerschulen und den sieben Bezirksschulen kamen zwei Lager- und eine Bezirksschule in der Ostmark hinzu. Eine neue Mädelgeneration wächst heran, gesünder, stärker, lebensfroher denn je, die im Beruf der Arbeitsdienstführerin die Erfüllung all ihrer innersten weiblichen Berufung findet.

Inmitten wogender Kornfelder, bumenübersäter Wiesen und schattiger Wälder, angeschmiegt an den grünglitzernden Üdersee, liegt das 16 Morgen große Reich der jungen Arbeitsdienstführerinnen, die hier in mehrwöchigen Sonderkursen aus dem ganzen Reich zusammenkommen. Hoch über dem See liegt das schöne, schmucke Haus mit seinen Veranden und Balkonen, seinen blumengeschmückten Fenstern, die alle den Blick auf die bezaubernde märkische Landschaft haben. Die ersten Kursusteilnehmerinnen haben unter der sachverständigen Führung der Lagerleiterin alles selbst entworfen. Den großen, mit Fichtenholz getäfelten Schulungsraum, die Bücherei mit ihren weichen Polsterbänken und übersichtlichen Schränken, das helle Musikzimmer und die geschmackvollen Speise- und Tagesräume. Gehämmerte Lampen, schmiedeeiserne Leuchter, wertvolle alte Stiche und Blumen in bauchigen Vasen schmücken die Diele, den Festsaal und die kleinen, urgemütlichen Gästezimmer. Die jungen Führerinnen wohnen und schlafen immer zu viert in einem Zimmer, das, wie alles im Haus, wohnlich und nett eingerichtet ist.

Zwischen Kiefern und Tannen liegt der Sportplatz, auf dem nach den Klängen einer Ziehharmonika oder eines Tambourins getanzt, geturnt, Seil gesprungen und Ball gespielt wird. Nach einem Erlaß des Reichsarbeitsdienstführers Hierl soll der Sport in allen Arbeitsdienstlagern einen gesunden Ausgleich zu der den meisten Mädels doch ungewohnten körperlichen Arbeit schaffen. Wochenlang sind von den Sachbearbeiterinnen für Leibeserziehung einfache, ursprüngliche Bewegungsformen zusammengestellt worden. In einem Sonderlehrgang für Leibeserziehung wurden sie von den jungen Führerinnen ausprobiert und auf dem vorjährigen Deutschen Turn- und Sportfest in Breslau und auf dem Reichsparteitag Großdeutschland in Nürnberg dann von 500 Arbeitsmaiden vorgeführt. Die Musik ist ebenfalls in der Reichsschule entstanden, an den langen, schönen Sommerabenden, als die Maiden unten am See gesessen und gesungen und musiziert hatten.

Wenn es regnet, wird in der großen, hellen Turnhalle Gymnastik und Hallensport getrieben. In den hohen, eingebauten Schränken liegen alle nur erdenklichen Geräte.

Doch wenn das Wetter gut ist, wird jeder Tag mit einem erfrischenden Bad im See begonnen. Dann wippen die drei Sprungbretter unter den federnden, sportgestählten Körpern, dann werden Hundert- und Zweihundert-Meter-Staffeln geschwommen. Und in den Ruhepausen werden Burgen aus märkischem Sand gebaut,



Das Schulgebäude, in dem Arbeitsmaiden auf ihre Aufgaben als Lagerführerinnen in mehrwöchigen Kursen vorbereitet werden



Ordnung und Sauberkeit, als eines der selbstverständlichen Gesetze für weiblichen Arbeitsdienst, finden in diesem Waschraum der Reichsschule sichtbaren Ausdruck

Aufn.: Scherls Bilderdienst (5)

nicht weit zurück. Daß heute jeder Städter die Bedeutung des Bauerntums kennt, von dessen Gesundheit der stetige Aufbau des Staates abhängt, ist ein Verdienst der nationalsozialistischen Staatsführung.

Im Verlauf der Jahrhunderte hat sich in der Landbevölkerung das Blut am stärksten gesund und rein erhalten. Einflüsse, die in den letzten Jahren den Versuch machten, die Landbevölkerung zu verstädtern, sind endgültig überwunden. Gerade die junge Mädelgeneration auf dem Lande arbeitet bewußt daran, all das auszumerzen, was von der Stadt auf das Land übertragen wurde, ohne der Eigenart des Landes angepaßt zu sein. In dem Bauerntum wird wieder Verständnis für das Echte und Bodenständige, das zugleich einfach und praktisch ist, geweckt.

Für das Stadtmädel aber ist Landarbeit Ehrendienst am deutschen Volke. Es wird zweifellos auch bei der Verstaatlichung des weiblichen Arbeitsdienstes ein Weg gefunden werden, der es ermöglicht, die Zeit der Landarbeit nach der Umschulung, sowie die Zeit der Landhilfe als Arbeitsdienstzeit anzurechnen. Jedes gesunde deutsche Mädel, ganz gleich aus welchem Beruf es kommt, kann sich jederzeit bei dem zuständigen Arbeitsamt oder der Dienststelle des BDM. zur Umschulung auf Landarbeit anmelden.

Wo immer auch unsere Maiden eingesetzt werden, es werden ganze Kerle aus ihnen, die sich später einmal im Leben behaupten können, und die überall ihren „Mann stehen".

der gleich am Badesteg als einladender Sonnen- und Faulenzerstrand liegt.

Aus dem ganzen Reich kommen am Übersee die jungen Führerinnen zusammen, um neue Kraft und neues Wissen für ihre verantwortungsvollen, großen und schönen Aufgaben draußen irgendwo in einem Lager, an dessen Spitze sie stehen, zu sammeln. Darum hat diese Reichsschule so gar nichts Schulmäßiges. Ja, hier wird geschult auf den mannigfachsten Gebieten, aber es geschieht in einer Form, die über das einfache Lehren und Lernen hinausgeht.

In den zeitgemäßen Wirtschaftsräumen schalten und walten die fünfzehn Kameradschaftsältesten aus den verschiedensten Lagern des Reiches, die jedes Vierteljahr wechseln, und für die ein eigener Lehrbetrieb besteht. In nicht allzu langer Zeit soll am langgestreckten Übersee noch ein Haus dazukommen, in dem die doppelte Anzahl von Führerinnen, also 90 bis 100, künftig zu Sonderlehrgängen zusammengefaßt werden sollen. Das bisherige Haus soll dann nur für die Stammbelegschaft der Lehrkräfte, der Verwalterinnen, Gehilfinnen und der fünfzehn Kameradschaftsältesten bestimmt sein. Wir brauchen junge, begabte Führerinnen für unsere Arbeitsmaiden. Darum hat der Reichsarbeitsdienstführer bestimmt, daß Mädchen zwischen 20 und 30 Jahren mit einer fertigen Ausbildung auf irgendeinem Gebiet eine beschleunigte Führerinnenausbildung durchmachen können. Gar manche junge Assessorin und Sportlehrerin, die bisher wegen der dreijährigen Führerinnenausbildungszeit auf den schönen Beruf verzichtet hat, weil sie Geld verdienen mußte, kann nun die Arbeitsdienstlaufbahn einschlagen. Die vierwöchige Probezeit kann sehr gut in den Ferien abgemacht werden. Es folgt dann in gedrängter Form ein Sonderausbildungslehrgang, in dem die jungen Fachkräfte vom ersten Tag an, wenn sie sich entschlossen haben, im Arbeitsdienst zu bleiben, 90 Prozent ihres späteren Gehalts ausgezahlt bekommen. Allen jungen Begabten winkt also in Zukunft ein neuer Beruf, der sie in einem Lehrgang von einem Vierteljahr zur Sachbearbeiterin oder Führerin des weiblichen Arbeitsdienstes macht.

*

Die Zeit, in der sich niemand um das Wesen und um die Art unserer Landbevölkerung und um die Jungen und Mädel draußen auf dem Lande kümmerte, liegt noch



Blick aus dem Fenster des Maidenhauses am Übersee, das hoch über diesem märkischen See, mitten in herrlicher Umgebung, gelegen ist

Fest der Schönheit

In diesen Monaten zeigen die Gaufilmstellen allen Schulen den zweiten Teil des Olympiafilms, der den Untertitel trägt: „Fest der Schönheit." In seinen sechs Akten bringt er aus der Fülle der Leistungen einen Ausschnitt, der zu den verschiedensten Schauplätzen führt: in das Reichssportfeld, nach Döberitz, Kiel und Berlin-Grünau.

Der erste Teil hatte mit der Darstellung des Marathonlaufes geschlossen und hatte mit Aufnahmen von besonderer Wirksamkeit die großen körperlichen und Willensleistungen herausgehoben.

Der zweite Teil beginnt in ganz anderer Stimmung: Er lädt uns in das sogenannte erste Olympische Dorf ein, in dem 4600 Männer während der Spiele untergebracht waren. Die Wehrmacht hatte einen Teil des Truppenübungsplatzes Döberitz hergegeben und hatte mit aller Kraft daran gearbeitet, eine vorbildliche Einrichtung zu schaffen, die nicht nur für die Tage der Vorbereitung und für die Wochen des Spieles gedacht war, sondern dauernd bestehen bleiben sollte. Schon darum konnte viel mehr an den Häusern dieses Dorfes getan werden, als das sonst möglich gewesen wäre. Schon Anfang Juni 1936 war das Dorf fertig gebaut. Am 20. Juni begann man bereits mit der Belegung. Das Dorf hatte als „Gemeindevorsteher" einen Kommandanten erhalten, nämlich den damaligen Oberstleutnant Freiherrn von und zu Gilsa. Ihm halfen 42 Ehrendienstoffiziere unter einem besonderen Chef, die Abordnungen zu empfangen und unterzubringen. Jede einzelne Abordnung wurde schon am Bahnhof begrüßt und dann zum Oberbürgermeister von Berlin begleitet. Die Wehrmachttransportabteilung fuhr die Gäste ins Dorf. Dort begrüßte sie der Kommandant. Der zuständige Ehrendienstoffizier und seine Gehilfen übernahmen ihre Abordnungen und führten sie in ihre Häuser und Zimmer ein. Kommandant und Ehrendienst sorgten dafür, daß jede Gruppe und jeder einzelne die Wochen im Olympischen Dorf zu den schönsten zählte, die sie jemals erlebt hatten. Jedes Zimmer war freundlich und liebevoll ausgestattet, bildgeschmückt und bequem gelegen. Alle Bequemlichkeiten mit Bädern, besonderen Küchen für jeden Nationalgeschmack, Sportplätzen, Erholungsräumen, Liegestühlen usw. waren vorhanden.

Das Dorf war so in die Landschaft hineingestellt worden — mit Ausnutzung von grünen Wiesen, Wasser, Sträuchern und Bäumen, Abhängen und Sandflächen —, daß der Eindruck gar nicht erst entstehen konnte, in Kasernen untergebracht zu sein. Für Fernsprecher, Verkaufsstände war ebenso gesorgt wie für sport- und zahnärztliche Betreuung. Jeder Fremde, der die Wochen in diesem Dorf erlebte, sollte wissen, daß Deutschland kein Barbarenland war; er sollte sportliche Kameradschaft erleben, und er sollte fühlen, daß Deutschland als Veranstalter der Olympischen Spiele alles täte, um jeden einzelnen die beste Vorbereitung auf seine sportlichen Kämpfe möglich zu machen.

Der Film kann nicht ausführlich auf alles das eingehen, schon deshalb nicht, weil diese Art der Gastfreundschaft allen Beteiligten selbstverständlich erschien. Es hat aber seine besondere Bedeutung, wenn der zweite Teil mit den Bildern von diesem Dorf beginnt. Er betont damit besonders, wie sehr das Olympische Dorf eine wichtige und starke Kraftquelle für gleichmäßig große und überragende Leistung war.

Der Film läßt zunächst einen glücklich erfaßten Morgen vor uns erstehen: langsam fallende Tropfen, Gräser im Morgentau, Käfer, ein verschlafener Vogel, ein Storch, Wiesen im leisen Nebel, ein Wasserverteiler, schließlich einzelne, verlassene Liegestühle. Eine Gruppe von Olympiakämpfern läuft über eine Brücke und springt dann durch das Wasser über Wiesen. Den Finnen ist eine Sauna gebaut worden, d. h. ihr heimatliches Badehaus. Der Film gibt einen kurzen Eindruck davon, wie wohl sich die Finnen in ihm fühlen. Vom Frühsport werden einige Bilder gegeben. Gemächlich sitzt dieser und jener Kämpfer dazwischen und schaut zu.

Danach wandert der Film zur Dietrich-Eckart-Bühne, wo polnische und deutsche Turnerinnen ihre Übungen am Pferd und am Schwebebaum zeigen; Bodenturnen, Geräteturnen, Querpferd und Barren folgen. Besonders an den Ringen und am Reck kommen Meisterleistungen heraus. Die Gruppe dieser Aufnahmen wird mit der Körperschule der Frauen abgeschlossen.

Darauf springt der Film in die Kieler Bucht zum Olympiahafen und bringt wenigstens einige Ausschnitte aus den Kämpfen im Segeln.

Dann führt er wieder nach Berlin zu einigen Ausschnitten vom Säbelfechten und vom Boxen.

Ausführlicher wird der moderne Fünfkampf behandelt. — Der Ansager des Funks wird von nun an eingefügt, und die wechselnden Ansager übernehmen die Führung. Es heißt also:

„In Döberitz beginnt mit dem 5-km-Geländeritt die erste Übung des modernen Fünfkampfes.

Pistolenschießen, Fechten, Schwimmen und Laufen sind die weiteren Disziplinen dieses Wettkampfes, der bei allen Olympischen Spielen von den Schweden gewonnen wurde. Oberleutnant Thofelt, der Olympiasieger von 1928, ist auch dieses Mal wieder am Start! Die deutschen Hoffnungen in diesem Kampf trägt Oberleutnant Handrick!

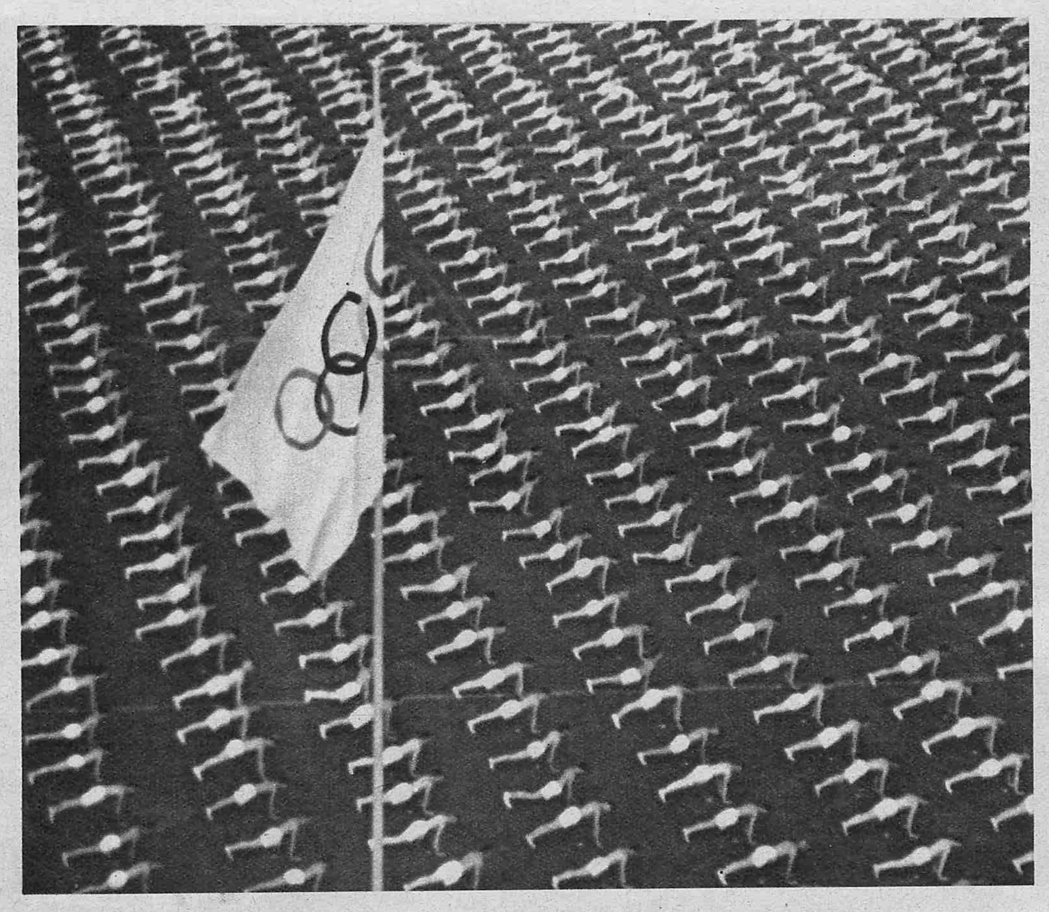
Es starten: Leutnant Leonhard (USA.), Oberleutnant Handrick (Deutschland), Lavange (Frankreich), Oberleutnant Abba (Italien), Oberleutnant Thofelt (Schweden), Leutnant Lemp (Deutschland).

Die ersten Reiter haben die Strecke bewältigt. Sie treffen ein am Ziel! Leonhard (USA.), Handrick (Deutschland), Abba (Italien), Lemp (Deutschland), Mollet (Belgien).

Dritte Übung im modernen Fünfkampf: Schießen. Bouazzat (Frankreich), Legard (Großbritannien), Thofelt (Schweden), Leban (Österreich), Lemp (Deutschland), Mollet (Belgien), Catramby (Brasilien), Kettunen (Finnland), Handrick (Deutschland), Leonhard (USA.).

Die letzte Übung im Fünfkampf: der Geländelauf über 4000 Meter! Lemp (Deutschland), Thofelt (Schweden), Abba (Italien), Leonhard (USA.), Handrick (Deutschland).

Ein Bild voller Erhabenheit und Schönheit



Sport stählt die Jugend der Nation

Am Ziel: Lemp (Deutschland), von Orbàn (Ungarn), Thofelt (Schweden), Abba (Italien), Leonhard (USA.), Handrick (Deutschland).

Sieger im modernen Fünfkampf: Oberleutnant Handrick (Deutschland), 2. Leutnant Leonhard (USA.), 3. Oberleutnant Abba (Italien)."

Der Film gibt eine Fülle von Einzelbetrachtungen, Studien über Vorbereitungen, Lauf- und Schwimmtechnik. Der Italiener Abba, der Nordamerikaner Leonhard machen unruhige Vorbereitungsschrittchen, bewegen sich tänzelnd, ehe sie loslaufen. Im Film gehen durchs Ziel: Lemp, Orbàn, Thofelt, Abba, Leonhard, Handrick.

Vom Hockey wird das Endspiel gebracht, dann schließt sich Polo an. Dabei leistet der Kameramann besonders viel. Daß er es fertig bringt, die Pferde ständig im Bilde zu behalten, muß besonders anerkannt werden.

Das Fußballspiel Österreich—Italien zeigt besonders gute Beobachtung der Zuschauer. Große Begeisterung und starke Aufregung werden so lebendig gefaßt, daß man sich unmittelbar dazwischen fühlt.

Die schwerste Prüfung für Reiter und Pferd, die sogen. Military, wird dann wieder ausführlich behandelt. Die Kameraleute leisten dabei Erhebliches, besonders beim Herausholen der verschiedenen Leistungen beim Teichsprung. Der Ansager verkündet den Ablauf:

„Leutnant Grandjean (Dänemark), Kapitän Nishi (Japan) — der Sieger im großen Jagdspringen von Los Angeles —, Oberleutnant Freiherr von Wangenheim (Deutschland), Major Sjemoff (Bulgarien), Kapitänleutnant Lunding (Dänemark), Leutnant Campello (Italien), Kapitän Kawecki (Polen), Hauptmann Endrödy (Ungarn).

Und jetzt ein sehr schwerer Sprung: der Dorfgraben: Chiantin (Italien), Grandjean (Dänemark), Oberleutnant Tonnet (Holland) — das dritte Mal verweigert, ausgeschieden! —, Kawecki (Polen), Thomson (USA.), der türkische Reiter Erokay. Und jetzt kommt der erste Deutsche: Rittmeister Lippert, der zweite Deutsche: Hauptmann Stubbendorf, Freiherr von Wangenheim, Major Sjemoff (Bulgarien), Kapitänleutnant Grandjean (Dänemark), Leutnant Campello (Italien), Kapitän Prochaska (Tschechoslowakei), Leutnant de la Moussai (Frankreich), Leutnant Margot (Frankreich), Kapitän Saebo (Norwegen), Kapitän Kawecki (Polen), Kapitän Fanshawe (Großbritannien), Oberleutnant de Mortanges (Holland) — der zweimalige Olympiasieger im Geländeritt —, Kapitän Feruzzi (Italien), Kapitän Inanami (Japan), Kapitän Thomson (USA.), Rittmeister Lippert (Deutschland), Hauptmann Stubbendorf (Deutschland), Oberleutnant Freiherr von Wangenheim (Deutschland).

Hier ist das Ziel: Leutnant Milius (Schweiz), Leutnant Margot (Frankreich), Oberleutnant von Wangenheim (Deutschland). — Kaum die Hälfte der gestarteten Reiter ist über die schwere Strecke gekommen!

Wangenheim hat sich das Schlüsselbein gebrochen, ist aber trotzdem weitergeritten und hat damit die goldene Mannschaftsmedaille für Deutschland gerettet.

Überlegener Sieger in der Einzelbewertung wurde Hauptmann Stubbendorf (Deutschland), vor Kapitän Thomson (USA.) und Kapitänleutnant Lunding (Dänemark)."

Das Straßenrennen für Fahrräder über 100 Kilometer wird im Anschluß eingehend behandelt.

Von den Rudersiegen in Grünau bringt der Film die Entscheidung im Vierer ohne Steuermann mit dem fünften Siege für Deutschland, dann die Entscheidung im Achter, bei der Deutschland auf den dritten Platz kommt.

Dem Zehnkampf wird dann besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Leistung des Amerikaners Morris, des Zehnkampfsiegers, wird besonders überzeugend herausgeholt, ebenso werden die Bemühungen von Huber (Deutschland), der den vierten Platz erreicht und sich damit als der beste Zehnkämpfer Europas erweist, herausgehoben.

200-m-Brustschwimmen der Männer und Frauenpflichtübungen im Schwimmstadion schließen sich an. Dann kommen die Kämpfe im 100-m-Freistil der Männer, im 100-m-Freistil der Frauen und im 200-m-Brustschwimmen der Männer.

Die begeisterte Teilnahme des Führers am Kampfverlaufe wird besonders sichtbar. Als Deutschland und Japan in den Endkampf kommen, werden die Bilder zwar immer weniger deutlich, immer klarer wird aber der Eindruck von der Anstrengung der Kämpfenden, zumal die Zeitlupe mitarbeitet. Die japanische Mitfreude wird eindringlich herausgehoben.

Das 100-m-Schwimmen der Männer (Freistil) zeigt besonders gut die Begeisterungsstürme nach dem ungarischen Siege. — Im 100-m-Schwimmen der Frauen (Freistil) fesselt der Kampf der Deutschen Gisela Arendt gegen Mastenbroek und Campbell.

Das Kunstspringen der Männer und Frauen gibt der Kamera Gelegenheit, von allen Seiten her, von oben, von Schwenkkränen, vom unteren Sprungbrette, von unten, aus dem Wasser, sogar ins Wasser hinein die Springenden aufzunehmen, ihnen beim Vorbereiten und Fertigmachen, im Abspringen, beim Fliegen, Wenden, Drehen, Aufschlag und beim Gleiten ins Wasser zu folgen. So wird jede Bewegung aufgefangen, jeder Gesichts- und jeder Körperausdruck, jede Anstrengung, Wolken und Sonne spielen mit, heben die Körper heraus, lassen sie auftauchen oder schattenhaft erscheinen. Als die Sonne sich senkt, werden die Springer mehr und mehr zu Schattenfliegern, die in seliger Beschwingtheit durch die Luft gleiten.

Die Schlußfeier wird von der Olympischen Glocke eingeläutet, das Olympische Feuer wird noch einmal gefaßt, die Flaggen werden mit Lorbeer bekränzt, das Feuer erlischt. Strahl um Strahl schießt gegen den Abendhimmel — ein Strahlendom umschließt die Feierstätte, und langsam kreuzen sich die Lichtbündel in der Bildmitte: die Spiele sind aus.

Dr. Walther Günther.

Aufnahmen aus dem II. Teil des Olympiafilms „Fest der Schönheit" (Olympia-Film G. m. b. H. Tobis)

Rustem kehrt in den Kampf zurück und tötet den Isfendiar

Als an den Bergen sich die Sonne hob
Und vor dem Licht die Finsternis zerstob,
Tat Rustem seine Waffen an und flehte
Zum Herrn der Welt im brünstigen Gebete.
In Rüstigkeit, wie ein genesner Kranker,
Zog er, schnell gleich dem Schiffe, das die Anker
Gelichtet hat, zu den Iranierzelten,
Dem Feinde das Erlitt'ne zu vergelten,
Wofern bei seiner Ford'rung, seinem Grimme
Er noch beharrte; so mit Donnerstimme
Rief er: „O Löwenherziger, erwache!
Auf seinem Reksch naht Rustem und will Rache!
Erhebe dich, dein Schlummer währt zu lang,
Versuche mit mir einen Waffengang!"
Isfendiar, als er den Kühngeschaff'nen
Gewahrte, zagte, sich zum Kampfe zu waffnen;
So sprach er zu Bischuten: „Selbst ein Leu
Hat vor dem Streit mit einem Zaubrer Scheu;
Nicht glaubt ich, daß bei seiner Wunden Menge
Dem Rustem heimzukehren noch gelänge;
Sein Roß auch, schien es, war nicht mehr zu heilen,
Kaum sah man seinen Leib vor vielen Pfeilen.
Sal, sagt man, treibe böse Kunst verstohlen,
Die Sonne selbst könn' er vom Himmel holen;
Mit Zaub'rern streitet nicht, wer wohlbedächtig,
Denn wer ist wider solche Künste mächtig?"
Bischuten gab zur Antwort: „Einsichtsvoller!
Sprich, dieser ganze Streit und Zwist, was soll er?
Warum mit Sorgen deine Wangen bleichst du?
Warum den Schlaf von deinem Lager scheuchst du?
Was braucht der Haß in euch, den beiden Wackern,
Von neuem immer wieder aufzuflackern?
Ich weiß nicht, welches Mißgeschick hier waltet,
Daß ihr nicht Frieden miteinander haltet."

Sich waffnend, daß er ganz von Eisen starrte,
Begab zum Platz, wo Rustem seiner harrte,
Isfendiar sich und rief ihm zu: „Verstockter,
Vom bösen Ahrman in sein Netz Gelockter!
Dein Name sei auf Erden ausgereutet!
Sag an, Arglistiger, was dies bedeutet?
Hab ich dich gestern nicht so zugerichtet,
Daß du entflohst, an Mut und Geist vernichtet?
Nun aber hast du Zauber angewandt
Und dadurch dich zu neuem Kampf ermannt;
Die Kunst des Sal allein hat dich gerettet,
Sonst wärest du im Grabe jetzt gebettet!
Doch so will ich mit Pfeilen dich durchbohren,
Daß alle List des Sal an dir verloren
Sein soll; so will ich spalten dein Genick,
Daß nie dich wiederschaut des Vaters Blick!"

Rustem erwidert dem jungen Fürsten:
„O Held, so fährst du fort nach Streit zu dürsten?
Nicht hab ich heut zum Kampf den Gurt geschlungen;
Mit Bitten komm ich, mit Entschuldigungen;
O fürchte des gerechten Gottes Strafen!
Laß nicht die Klugheit dir im Herzen schlafen!
Unbill von mir verlangst und Unrecht übst du,
Die Augen deines klaren Geistes trübst du.
Bei dem Serduscht, dem göttlichen Propheten,
Beim heil'gen Feu'r, bei Gott, zu dem wir beten,
Bei Mond und Sonne muß ich dich beschwören:
Laß nicht vom Bösen dein Gemüt betören!
Komm mit mir und betritt als Gast mein Haus!
Was irgend du begehrst, das führ ich aus;
Die Schätze alle, die seit vielen Jahren
Ich angehäuft, will ich vor dir nicht sparen;
Saumtiere sollen dir die reiche Bürde
Nach Hause bringen; wenn ich dich nach Würde
Bewirtet habe, will ich mit dir reiten
Und dich, wenn du befiehlst, zum Schah begleiten;
Er töte mich, ist er auf mich ergrimmt,
Den Fesseln füg ich mich, wenn er's bestimmt!
Bedenke, was ein alter Weiser sprach:
„Rennt, Menschen, nicht dem eignen Unstern nach!"
Ein Mittel hab ich, welches deinen Haß
Und deine Streitlust zahm macht, wisse das!
Warum so starrer Trotz in deinem Geiste?
Taut denn dein Herz nicht auf, das kalt umeiste?
Wirf weg den Haß! Laß diesen Ingrimm schwinden!
Ruhm bringt's, bei Gott, sich selbst zu überwinden!"

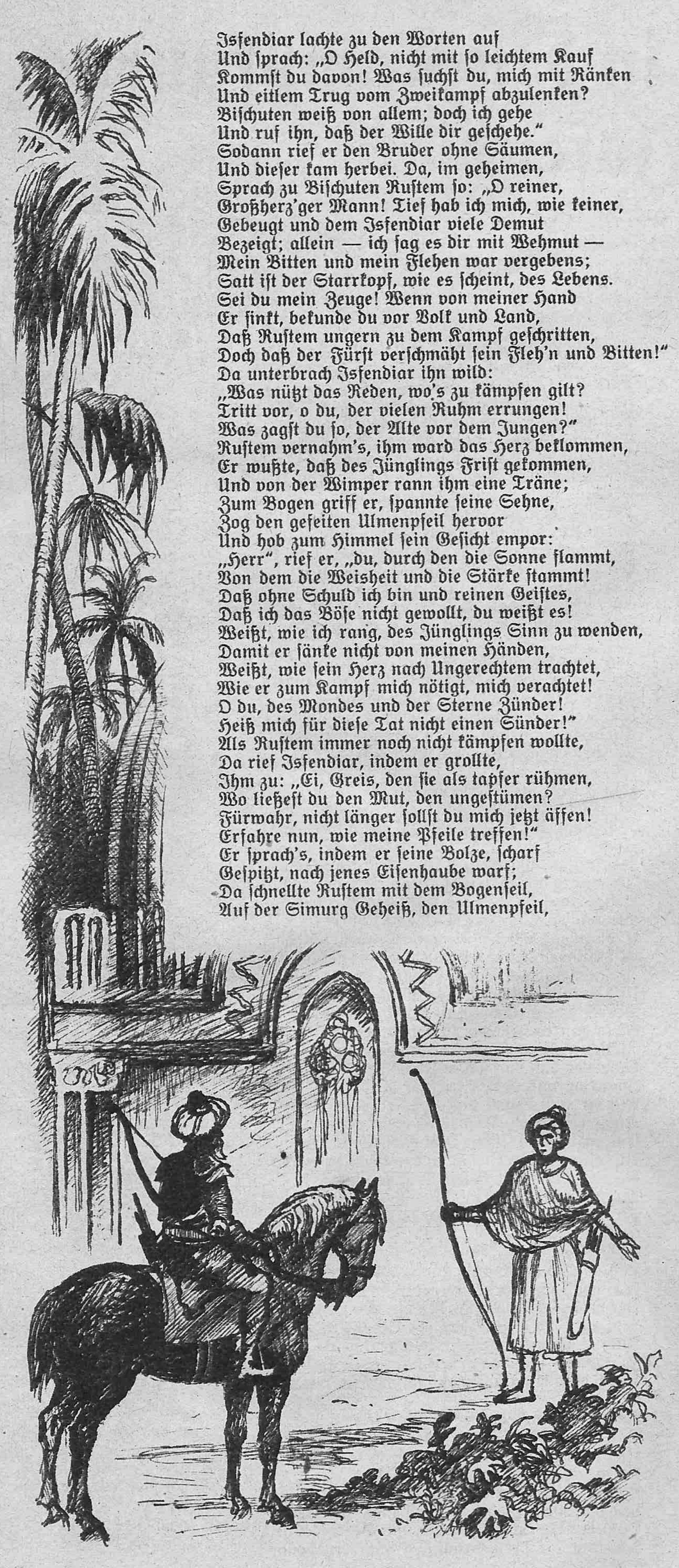
Isfendiar erwiderte: „Genug!
Zu schaffen hab ich nichts mit List und Trug!
Von deinem Schlosse führst du manche Rede
Und sagst, du wollest Frieden statt der Fehde,
Allein, wenn Schonung du von mir begehrst,
So füge meinen Banden dich zuerst!"

Von neuem sagte Rustem: „Ungerechter!
Was forderst du? Soll ich denn zum Gelächter
Mich machen? Treib nicht also mit mir Spott!
Such nicht dein eignes Unheil, denn, bei Gott,
Nur Mißgeschick wirst du dir selbst bereiten!
Ich schenke dir, was ich an Kostbarkeiten
Besitze, tausend Sklaven, hold von Mienen,
Die dich bei Tage wie bei Nacht bedienen,
Und tausend Sklavinnen mit Mondenwangen,
Mit goldnem Hauptschmuck und mit goldnen Spangen!
Zum Schatzhaus Sams erschließ ich dir die Türen,
Und in die Speicher Sals will ich dich führen;
Dir sei von meinem Gut, was dir gefällt,
Mein ganzes Heer dir zu Gebot gestellt;
Zu stetem Dienste werd es dir vereidigt,
Damit es dich vor jedem Feind verteidigt;
Ich selber will als Sklave vor dir knien,
Mit dir zum Schah, daß er mich strafe, ziehn!
Nur diesem Haß, der deinen Geist verstört,
Entsag, o Fürst! Vom Diw wirst du betört!
Du bist mein Herr, doch an den höchsten Herrn
Gedenk und bleibe bösem Trachten fern!
Tu mir nicht Unbill! Such mich nicht in Bande
Zu legen, denn nie duld ich solche Schande!"

Isfendiar sprach: „Vorwände vorzuschützen
Laß ab und sprich nicht Worte, die nichts nützen!
Nie weich ich von des reinen Gottes Pfad,
Des Spruchs gedenk ich, den ein Weiser tat,
Daß, wer sich dem Befehl des Schahs nicht fügt,
Auch Gott, den Höchsten, Heil'gen, betrügt.
Jetzt wähle zwischen Zweikampf oder Ketten!
Durch eitle Ausflucht such dich nicht zu retten!"

Als Rustem sah, daß er umsonst sich mühte,
Daß all sein Fleh'n und jeder Schritt zur Güte
Nichts fruchtete, des Fürsten Sinn zu beugen,
Da sprach er: „Den Bischuten ruf als Zeugen,
Daß ich dich wie ein Sklav' um Huld gebeten,
Und daß mein Fleh'n mit Füßen du getreten,
Daß ich nicht Streit begehrte mit Vermessenheit
Und nicht die Treue brach in Pflichtvergessenheit!"

Isfendiar lachte zu den Worten auf
Und sprach: „O Held, nicht mit so leichtem Kauf
Kommst du davon! Was suchst du, mich mit Ränken
Und eitlem Trug vom Zweikampf abzulenken?
Bischuten weiß von allem; doch ich gehe
Und ruf ihn, daß der Wille dir geschehe.“
Sodann rief er den Bruder ohne Säumen,
Und dieser kam herbei. Da, im geheimen,
Sprach zu Bischuten Rustem so: „O reiner,
Großherz'ger Mann! Tief hab ich mich, wie keiner,
Gebeugt und dem Isfendiar viele Demut
Bezeigt; allein — ich sag es dir mit Wehmut —
Mein Bitten und mein Flehen war vergebens;
Satt ist der Starrkopf, wie es scheint, des Lebens.
Sei du mein Zeuge! Wenn von meiner Hand
Er sinkt, bekunde du vor Volk und Land,
Daß Rustem ungern zu dem Kampf geschritten,
Doch daß der Fürst verschmäht sein Fleh'n und Bitten!“
Da unterbrach Isfendiar ihn wild:
„Was nützt das Reden, wo's zu kämpfen gilt?
Tritt vor, o du, der vielen Ruhm errungen!
Was zagst du so, der Alte vor dem Jungen?“
Rustem vernahm's, ihm ward das Herz beklommen,
Er wußte, daß des Jünglings Frist gekommen,
Und von der Wimper rann ihm eine Träne;
Zum Bogen griff er, spannte seine Sehne,
Zog den gefeiten Ulmenpfeil hervor
Und hob zum Himmel sein Gesicht empor:
„Herr“, rief er, „du, durch den die Sonne flammt,
Von dem die Weisheit und die Stärke stammt!
Daß ohne Schuld ich bin und reinen Geistes,
Daß ich das Böse nicht gewollt, du weißt es!
Weißt, wie ich rang, des Jünglings Sinn zu wenden,
Damit er sänke nicht von meinen Händen,
Weißt, wie sein Herz nach Ungerechtem trachtet,
Wie er zum Kampf mich nötigt, mich verachtet!
O du, des Mondes und der Sterne Zünder!
Heiß mich für diese Tat nicht einen Sünder!“
Als Rustem immer noch nicht kämpfen wollte,
Da rief Isfendiar, indem er grollte,
Ihm zu: „Ei, Greis, den sie als tapfer rühmen,
Wo ließest du den Mut, den ungestümen?
Fürwahr, nicht länger sollst du mich jetzt äffen!
Erfahre nun, wie meine Pfeile treffen!“
Er sprach's, indem er seine Bolze, scharf
Gespitzt, nach jenes Eisenhaube warf;
Da schnellte Rustem mit dem Bogenseil,
Auf der Simurg Geheiß, den Ulmenpfeil,

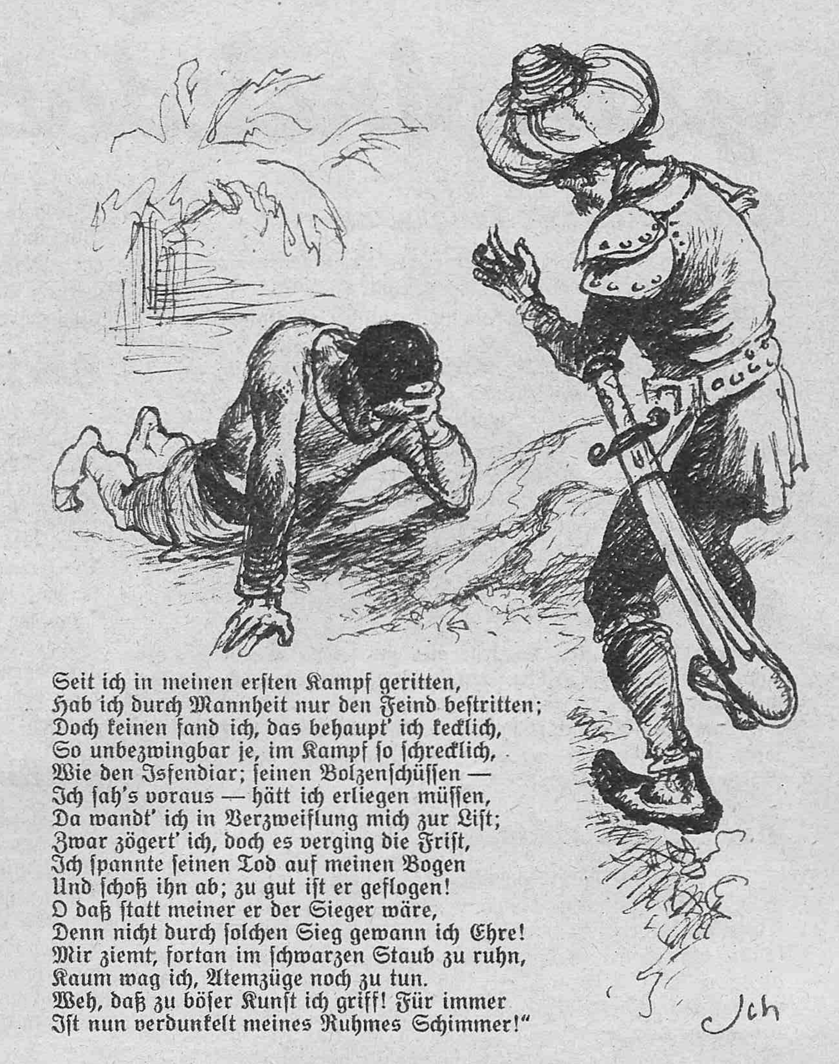


So daß er des Isfendiar Haupt durchbohrte
Und vor dem Jüngling sich die Welt umflorte;
In beide Augen hatten sich die schneidigen
Pfeilspitzen ihm gekeilt. Sich zu verteidigen
Blieb keine Kraft mehr dem Cypressenhohen,
Sein Mut und seine Lebensgeister flohen.
Matt sank sein Haupt, schlaff wurden seine Glieder,
Der Bogen glitt aus seiner Rechten nieder,
Er hielt sich an des Rosses Mähnen sterbend,
Mit Blut den Boden rot wie Tulpen färbend;
Und zu dem Klagenden sprach Rustem: „Heut
Siehst du die Frucht der Saat, die du gestreut!
Du hast bei dir gedacht: „Der Eh'rne heiß ich!
Das Himmelsdach herab zur Erde reiß ich!“
Mit hundertsechzig Pfeilen trafst du mich,
Doch ohne daß mein Ruhmesglanz erblich,
Und nun durch einen Pfeil, den ich geschnellt,
O Fürstensohn, erdunkelt dir die Welt!
Genug wohl hast du an dem einen Schuß
Und lernst, daß man zu sehr nicht trotzen muß.
Nun sinkt dein Haupt dahin zu ew'gem Schlummer
Und deiner Mutter Herz vergeht vor Kummer!“
Da glitt der junge Fürst mit Schmerzgebärde
Von seinem schwarzen Renner auf die Erde,
Zuerst lag er am Boden sinnberaubt,
Dann, als die Ohnmacht schwand, hob er das Haupt
Und zog aus seinen Augen die gespitzte
Stahlwaffe, während hoch ein Blutquell spritzte.

Dem Bahman wurde kund, dem jugendlichen,
Daß seines Vaters hehrer Glanz erblichen;
Schnell zu Bischuten flog er hin und sagte:
„Weh uns! Er, welcher alle überragte,
Der Elefant sank in den Staub hinab;
Die ganze Welt dünkt mich ein großes Grab!“
Sie gingen, schwer getroffen durch den Schlag,
Zum Platz, wo der erschlag'ne Tapfere lag;
Sie sah'n den blut'gen Pfeil in seiner Hand,
Und blutig seine Brust wie sein Gewand.
Bischuten streute unter Wehgeschrei
Sich Staub aufs Haupt, riß sich das Kleid entzwei,
Bahman sank hin, den Vater zu umarmen
Und wusch sein Antlitz mit dem Blut, dem warmen;
Bischuten sprach: „O dieses Weltgeschick,
Verborgen bleibt es jedem Menschenblick,
Und Gott allein, der Herr des Firmamentes,
Der Sonne und des Abendsternes, kennt es.
Weh, weh, Isfendiar! Du Glaubensstreiter,
Du ganz dem Dienst des reinen Gotts Geweihter,
Der du der Welt vom Götzendienst ein Reiniger,
Der Guten Hort warst und der Bösen Peiniger!
Früh sank dein junges Haupt, noch eh es Träger
Der Krone ward, durch jenen Feindeschläger!
Die ganze Welt wird deinen Tod betrauern
Und lang der Schmerz um dich in Iran dauern,
Denn lang wird ihm kein gleicher Held erstehn
Und nicht mehr siegreich seine Fahne wehn!“
Die Jünglinge, indem sie dem Erblaßten
Das Blut abtrockneten und ihn umfaßten,
Wehklagten, sich die Haare raufend, lang;
Von neuem, während er die Hände rang,
Rief so Bischuten aus: „O Schahentstammter!
Wer hat, du Herr der Welt, du Mutentflammter,
Den Stachel in dies Löwenherz gedrückt?
Wer diesen Berg des Kriegs vom Platz gerückt?
Wer tilgte dieser Sonne Strahlenschimmer?
Wer stürzte diesen Königsbau in Trümmer?
Die helle Fackel, oh, wer löschte sie,
Die unserm ganzen Stamme Glanz verlieh?
Der du, wenn du zum Kampf den Bogen spanntest,
Nicht Furcht vor Löwen und vor Diwen kanntest,
Wo ist nun deine Kraft am Schlachtentage,
Wo deine Lust, dein Jubel beim Gelage?
Dein Glücksgestirn, dein Heldenherz und Sinn,
Dein reiner Glaube, oh, wo sind sie hin?
Gescheucht sei jenem Argen Ruh und Schlaf,
Der mit des bösen Auges Blick dich traf!
O du, vor dem der Kühnste selbst als Zager
Entfloh, wer gab dir nun den Staub zum Lager?
Der Schah und seine Krone sei'n verflucht!
Für nichts mehr acht ich ihn, seit er verrucht

Den hocherlauchten Sohn, den weit und breit
Berühmten, so dem Untergang geweiht.
Nicht fürder sei Guschtasp des Reiches Lenker,
Denn nicht ein König ist er, nein, ein Henker!"
Isfendiar sprach mit weiser Überlegung:
„O Bruder, was du sagst, zieh in Erwägung!
Stürz dich ins Unglück nicht um meinetwillen!
Was mir verhängt war, mußte sich erfüllen.
Den Toten ist der Staub zum Bett bestimmt;
Was klagst du, wenn mein Sein ein Ende nimmt,
Da Feridun und Dschemschid, die Erlauchten,
Auch ihren Odem in den Wind verhauchten?
An meine Ahnen denk, die längst Begrab'nen!
Zum Tode gingen alle die Erhab'nen
Und haben ihren Platz mir eingeräumt;
Kein Mensch ist, der hinieden ewig säumt.
Viel hab ich auf der Erde mich gemüht,
Von einem Streben war ich stets durchglüht,
Die Menschen auf den Glaubenspfad zu leiten,
Das Reich des reinen Gottes auszubreiten.
Hell leuchten von meinem Ruhm die Kunden,
Des bösen Ahrman Hand hab ich gebunden;
Nun aber hat das Schicksal seine Krallen
Nach mir gestreckt, und ihm bin ich verfallen,
Doch hoff ich, daß ins Paradies ich trete,
Um dort zu ernten, was allhier ich säte.
Sieh diesen Pfeil! Nicht durch des Rustem Stärke
Ward ich bezwungen, nein, durch Zauberwerke
Und der Simurg geheimnisvolle Kraft
Allein hat er mein Leben hingerafft;
Sal treibt im stillen, er, der sich der Gunst
Des Wundervogels rühmt, so arge Kunst!"

Als Rustem hörte, was Isfendiar sagte,
Trat trübe starrend er heran und klagte.
Den Jüngling sah er sich im Blute wälzen,
Sein Herz begann in Tränen hinzuschmelzen,
Und zu Bischuten sprach er: „Nicht geziemt
Die Lüge dem, der Mann zu sein sich rühmt;
Kein Falsch ist in den Worten, die er spricht,
Wahr redet er und leugnen will ich's nicht,
Vom bösen Diw, der mich in seinen Netzen
Verstrickt hat, kommt dies Ende voll Entsetzen.



Seit ich in meinen ersten Kampf geritten,
Hab ich durch Mannheit nur den Feind bestritten;
Doch keinen fand ich, das behaupt' ich kecklich,
So unbezwingbar je, im Kampf so schrecklich,
Wie den Isfendiar; seinen Bolzenschüssen —
Ich sah's voraus — hätt ich erliegen müssen,
Da wandt' ich in Verzweiflung mich zur List;
Zwar zögert' ich, doch es verging die Frist,
Ich spannte seinen Tod auf meinen Bogen
Und schoß ihn ab; zu gut ist er geflogen!
O daß statt meiner er der Sieger wäre,
Denn nicht durch solchen Sieg gewann ich Ehre!
Mir ziemt, fortan im schwarzen Staub zu ruhn,
Kaum wag ich, Atemzüge noch zu tun.
Weh, daß zu böser Kunst ich griff! Für immer
Ist nun verdunkelt meines Ruhmes Schimmer!"

Hannes nimmt die Hürde

„Schert euch vom Hofe!" sagt der Wiesenhofer zu den verlotterten Burschen, die drohend vor ihm stehen. „Geht!" Aber die Burschen rühren sich nicht von der Stelle.

Da spritzt ein gellender Pfiff über den Hof. In der Stalltür taucht ein Knecht auf. „Laß die Hunde von der Kette!" ruft der Bauer hinüber, dreht sich um und geht. Die Burschen schleichen davon. Am Tor bleiben sie stehen. „Das sollst du büßen, Bauer!" schreit einer zurück und ballt die Faust. Da lacht der Bauer nur.

Nun steht der Bauer hinter seinem Gehöft. Der Wind wühlt in seinem Haar. Er sieht dem Reiter zu, der auf der Wiese ein junges Pferd zureitet. „Hannes", ruft er schallend hinüber, „du mußt ihn mehr an die Binde nehmen. Der Gaul geht wie ein Ziegenbock!" Der Junge hält, will antworten. Aber plötzlich bockt das Pferd und bricht aus, jagt über die Wiese.

Erst nach einiger Zeit kommt der Junge zurück. „Du bist kein Kerl, Hannes! Kannst den Schinder nicht mal bremsen. Du bist eben nicht hart genug. Bring den Gaul her!" Der Junge springt ab. Der alte Bauer hebt sich in den Sattel. „So, jetzt will ich dem Biest die Mucken austreiben!" Wie Schraubstöcke spannen sich die Schenkel um den Pferdeleib. Der Bauer läßt das Pferd traben, galoppieren. Dann zwingt er es über ein Hindernis und reitet zum Stall. Der Junge muß hinterhertrotten. An der Stalltür springt der Bauer aus dem Sattel. „Reib ihn trocken!"

Nach einer Weile kommt er wieder in den Stall. Er tritt vor seinen Jungen. „Da, die Uhr habe ich mir erritten. Im Geländeritt! Und du sollst sie mal haben. Aber du bist kein Reiter... und wirst auch keiner!"

Am Nachmittag haben die Knechte des Bauern die jungen Pferde auf die Weide gebracht. Kaum haben aber die Knechte die Koppel verlassen, da pirschen sich die Strolche an die Pferde heran. Sie schleichen hinter der Hecke entlang und werfen einen Bienenkorb zwischen die grasenden Tiere. Wie eine dichte Wolke heben sich die Bienen aus dem Korb und stürzen sich auf die Pferde. — In wilder Flucht jagen die gepeinigten Tiere die Koppel hinauf. Am Hintertor seines Hofes steht der Bauer und sieht die Flucht. Wie ein Ungewitter stieben die Gäule dahin. Immer schmaler wird der Koppelstreifen. Die Pferde können nicht nach links und nicht nach rechts. Rechts ist die Hecke, links der Fluß. Und oben am Koppelrand: der Steinbruch. Der Herzschlag stockt dem Bauer, wenn er an den Steinbruch denkt. Da fegt von rechts ein Reiter über die Stoppeln. Der Junge ist es. Wenn er vor den Pferden an den Abgrund käme, dann wäre noch Rettung möglich. Aber die hohe Hecke ist ja dazwischen. Er kommt ja nicht über die Hecke!

Immer geringer wird der Raum zwischen Reiter und Hecke. Da, ein Sprung, schon fegt der Bursche über die Büsche, wirft dicht vorm Abgrund sein Pferd herum, schmeißt die Arme in die Luft. „Er stürzt!" schreit der Bauer. Aber der Junge sitzt fest, jagt mit erhobenen Armen den Pferden entgegen. Die stutzen, biegen dicht an die Hecke, bleiben zitternd stehen.

Hastig läuft der Alte zu den Tieren.

Hannes steht, die Zügel über dem Arm, bei den Gäulen, klopft ihnen den Hals und versucht durch gütiges Zureden die Pferde zu beruhigen.

Sein Vater kommt zu den Pferden, streicht mit der einen Hand dem Pferde Schaum vom Fell, greift in die Tasche. Steckt seinem Jungen die Uhr zu. „Da, Hannes." Und dann: „Bist doch ein Kerl, Junge!"

Gute Anekdoten

Große Männer feuern an

Friedrich II. ermunterte seine bei Kunersdorf wankenden Grenadiere durch die Anrede: „Kerls, wollt ihr denn ewig leben?"

Ein englischer General hielt im spanischen Erbfolgekrieg mit seinen Untergebenen kurz vor seinem Angriff auf die Spanier folgende Unterredung: „Nicht wahr, ihr habt von Jugend auf Beaffteeks gegessen und Porter getrunken?" — „Ja, Herr." — „So werdet ihr doch die Spanier schlagen, die nur von Pomeranzen und Wasser leben?" — „Ja, Herr."

Napoleon sprach in der Schlacht bei den Pyramiden: „Soldaten, bedenkt, daß von der Höhe dieser Monumente vierzig Jahrhunderte auf euch herunterblicken!"

Alle drei Anreden erreichten ihren Zweck!

Richtig gegeben

Ein eitler Mann sprach sehr viel von seinen Ahnen und erzählte, daß darunter etliche seien, die berühmt und reich gewesen wären.

„Wer mit nichts sich rühmen kann, als mit seinen Vorfahren", sagte ein Weiser, der zuhörte, „der gleicht einer Kartoffel: ihr Gutes ist unter der Erde!"

Die Gegenrechnung

Der berühmte französische Maler Meissonier, der durch seine Bilder Riesensummen verdiente, besaß einen Lieblingshund. Eines Tages brach sich das Tier einen Vorderlauf, und Meissonier schickte sofort einen Boten zu dem berühmten Pariser Chirurgen Nelaton. Als der Arzt hörte, daß er zu einem Hunde gerufen worden war, starrte er den Maler zuerst sprachlos an, dann aber behandelte er den Hund nach allen Regeln der Kunst. Als Meissonier um eine Rechnung bat, meinte der Arzt, man werde sich schon über die Bezahlung einig werden. Einige Tage später bat er den Maler zu sich und sagte: „Ich habe da zwei Paneele, die mir der Tischler geliefert, würden Sie die bitte grau anstreichen." Am gleichen Tage machte sich Meissonier an die Arbeit, aber er malte zwei seiner schönsten Gemälde darauf, für die der Arzt später 40 000 Franken erhielt.

Patentverletzung

Über dem Flugplatz von Le Bourget kreiste eines Tages in ruhigen, sicheren Kurven ein herrlicher Sperber. Auf dem Flugfeld stand der bekannte Konstrukteur Poiret und beobachtete den Vogel lange Zeit durch sein Fernglas. Als man ihn fragt, was er denn da so interessant fände, meinte er nicht ohne leise Entrüstung: „Ich habe den Kerl in Verdacht, daß seine Schwanzsteuerung mit einem meiner letzten Patente kollidiert."

Der Unglücksschütze

Ein bekannter französischer Schriftsteller geriet einmal in einer Gesellschaft mit einem Offizier in einen erregten Wortwechsel, der sich zu gegenseitigen Beleidigungen steigerte. Der Offizier verlangte Genugtuung mit der Waffe. Der Schriftsteller war einverstanden. Man kam überein, den Ehrenhandel sofort auszutragen und wählte dazu eine recht eigenartige Form: es sollte durch das Los bestimmt werden, wer sich selbst zu erschießen hätte.

Das Schicksal entschied gegen den Schriftsteller, der sich in ein Nebenzimmer begab und die Tür abschloß. Das betretene Schweigen, das diesen Vorgang begleitet hatte, wurde abgelöst durch Rufe des Unwillens, und schon erhob sich der Offizier, um seinen Gegner von seinem Vorhaben abzuhalten und ihm Versöhnung anzubieten — da fiel im Nebenzimmer ein Schuß. Einige Damen schrien auf, heftige Verwünschungen gegen den Offizier wurden laut, doch da öffnete sich zum allgemeinen Erstaunen plötzlich die Tür, und der Schriftsteller trat wohlbehalten ins Zimmer.

„Meine Damen und Herren", sagte er mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns, „denken Sie sich das Unglück, ich habe mich nicht getroffen."

Der Frühaufsteher

Ein bekannter französischer Dichter, dessen schriftstellerischer Ruhm mit seinem Ruf als unverbesserlicher Langschläfer wetteiferte, erhielt eines Tages eine Zeugenvorladung zu einem Termin, der um zehn Uhr vormittags angesetzt worden war. Der Dichter klagte einigen Freunden sein Leid, daß man ihn — wie er meinte — mitten in der Nacht aus dem Bett holen wollte. Die Freunde aber redeten ihm gut zu, er sollte es doch einmal wagen, zeitiger aufzustehen — ausnahmsweise. Als nun am Tage des Termins der Dichter rechtzeitig die Straße betritt, erblickt er staunend den lebhaften Verkehr und die vielen geschäftig dahineilenden Menschen. Da schlägt er fassungslos die Hände über den Kopf zusammen und ruft aus: „Alles Zeugen, alles Zeugen!"

Kolumbus persönlich

Eine amerikanische Universität erwartete eines Tages als Gast den berühmten englischen Professor Walter Raleigh, einen Nachkommen des großen Seefahrers. Der Rektor war an die Bahn gegangen, um den Gast abzuholen. Als der Zug hielt und ein Herr ausstieg, ging er auf ihn zu und fragte: „Sind Sie Sir Walter Raleigh?" — Der Fremde, der gar nicht der Erwartete war, faßte sich sofort und antwortete: „Nein, ich bin Christoph Kolumbus, Sir Walter Raleigh sitzt noch im Speisewagen bei Königin Elisabeth!"

Eine kluge Antwort

Die Königin Viktoria fragte einst ihren Premierminister Lord Beaconsfield, zu welchem Glauben er sich eigentlich bekenne. Der antwortete darauf verbindlich: „Majestät, ich bin das weiße Blatt zwischen dem Alten und Neuen Testament."

Militärische Kritik

Als Max Klinger seine Einjährig-Freiwilligenzeit abdiente, hatte er eines Nachts ein wenig lange mit Freunden beim Wein gesessen und mußte sich sehr beeilen, um noch rechtzeitig zum Dienst zu erscheinen. Mißbilligend musterte der Feldwebel Klingers schlechtgeputzte Stiefel. Er wies auch auf die blinde Patronentasche und den ungeputzten Helm und meinte kopfschüttelnd: „Sowat nennt sich nu Maler und hat keenen Blick für Glanz und Farbe!"

Ein überlegener Mann

Ein junger Grazer Kapellmeister besuchte einst Richard Strauß und legte ihm eine umfangreiche Partitur vor.

„Wie", meinte der Künstler, indem er in dem Heft blättert, „32stimmig? Mir scheint, sie haben mich zum Muster genommen!"

Der Komponist lächelt.

„Ich bin aber kein gutes Beispiel", setzt Strauß hinzu. „Haydn müssen Sie studieren! Streichersatz, vier Stimmen, das ist viel schwerer als zweiunddreißig!"

Eine englische Antwort

Ein englischer Abgeordneter wurde einmal gefragt, was er für eine politische Meinung habe. Er antwortete darauf: „Das hängt von dem ab, mit dem ich rede."

Die Geschichte vom ewigen Juden

Es war vor vielen Jahren, da traf im Westen der ewige Jude ein. Immer wieder führte ihn seine ruhelose Wanderschaft um die Welt. Nirgends gab es ein Fleckchen Erde, das ihn fesseln konnte, denn seine Ankunft wirkte wie Frost im Lenz, und wo er hinkam, verdorrte und verblutete alle Schönheit. Er achtete ihrer nicht. Sein Knotenstock köpfte die Blumen am Wegrand, und sein breiter Fuß schritt mit Vorliebe durch grünende Saaten.

So kam er im Westen an. Ruhelos durchwanderte er die Straßen der großen Stadt. Für Augenblicke blieb er bei den Menschen stehen und mischte sich in ihre Unterhaltung. Wenn er wieder ging, brannte in diesen Menschen ein böses Feuer. Daß dieses Feuer sich immer weiter ausbreitete, dafür trug er Sorge. Ihm war kein Frieden beschieden, drum trug er auch den Unfrieden in alle Welt. Er sammelte Menschen um sich, an die er aufpeitschende Reden hielt. Das Feuer durcheilte die Stadt, sprang in den Palast des Königs, erbrach die Gefängnistüren, und hoch schlugen seine Flammen über der Stadt zusammen. Befriedigt sah der ewige Jude, wie Blutströme durch die Straßen flossen, und sah sein Werk erfüllt. Er entzündete seinen Knotenstock an dem Brande zu einer Fackel und machte sich auf nach Osten.

Wo er durch ein stilles Dorf kam, hielt er die Fackel an die Strohdächer der Hütten, und so ward sein Weg angezeigt des Tags durch eine Rauchsäule, des Nachts durch eine Feuersäule.

„Du Tor!" sprach er zum Bauer auf dem Feld. „Was plagst du dich ab? Nur damit deine Herren zu essen haben! Es gibt aber keinen Herrn als du selbst und dein Verstand."

Da ließ der Bauer seinen Pflug, fühlte sich als Herr und feierte.

„Du Tor!" sprach der ewige Jude zum Arbeiter. „Was plagst du dich ab? Nur um deine Herren zu bereichern! Es gibt aber keinen Herrn als du selbst und dein Verstand."

Da ließ der Arbeiter die Werkstatt, fühlte sich als Herr und feierte. So wanderte der ewige Jude durch Europa. Überall loderte sein Feuer auf, hier in gewaltiger Lohe, dort in kleinen giftigen Flämmchen. Und wo er hinkam, stand Volk auf wider Volk, Bürger wider Bürger, Freund wider Freund.

Eines Tages war der ewige Jude verschwunden. Keiner mehr sah ihn des Weges ziehn, und so mochte man glauben, daß er nun endlich im Osten zur Ruhe gekommen sei. — Welch törichter Glaube! Der ewige Jude kommt niemals zur Ruh, es sei denn, daß ihn die Menschheit mit Ketten an den Nordpol festschmiedet. So saß er denn im Osten in seinem Versteck, und wenn auch seine Feuer allmählich zu erlöschen schienen, unsichtbar glühte die Glut weiter. Die Jahre gingen, und mit tiefer Befriedigung stellte der Rastlose fest, wie sich in allen Landen der Brennstoff häufte. Er fühlte seine Zeit wiederkommen. Er brauchte nicht einmal die Brandfackel in die Welt zu werfen. Sie lohte von selbst auf. Mit beiden Backen blies er hinein in die Glut und wärmte sich behaglich an der Flamme, in der Dörfer und Städte, in der die Menschen in Millionen umkamen.

Er machte sich wieder auf den Weg.

„Du Tor!" sprach er zum Soldaten im Graben. „Was setzest du dein Leben aufs Spiel? Nur um das Leben der Herren zu schützen. Du selbst bist der Herr! Was kämpfst du für deine Unterdrücker?"

Da geschah das Seltsame, daß der Soldat ihn nicht einmal ansah, sondern seinen Blick unverwandt nach dem Feinde richtete. „Ich kämpfe für keinen Herrn", sagte er kurz. „Ich kämpfe für mein Vaterland."

Mit großen Schritten ging der ewige Jude hinüber zum Feind.

„Du Tor!" sprach er zum Soldaten im Graben. „Was kämpfst du für deine Herren?"

„Ich kämpfe für keine Herren. Ich kämpfe für meine Heimat!" war auch hier die Antwort.

Da verließ der ewige Jude das Schlachtfeld, für das er noch nie eine besondere Vorliebe gezeigt hatte, und ging in die Heimat der Kämpfer.

„Du Tor!" sprach er zum Munitionsarbeiter, der die Soldaten an der Front mit Waffen versorgte, daß sie aushielten.

„Du Tor!" sprach er zum Bauer, der den Gürtel enger schnallte, damit die Soldaten an der Front stark und kräftig blieben. — „Was schafft und hungert ihr für andere? Ihr seid die Herren! Der Krieg ist eine Sache der andern."

Da blieben an der Front die Waffen aus, und der Hunger zwang ein stolzes Heer in die Knie. Die aber, die nun die Herren sein wollten, unterschrieben mit eigenen Händen ihre eigene Schmach und die namenlose Not ihres Volkes.

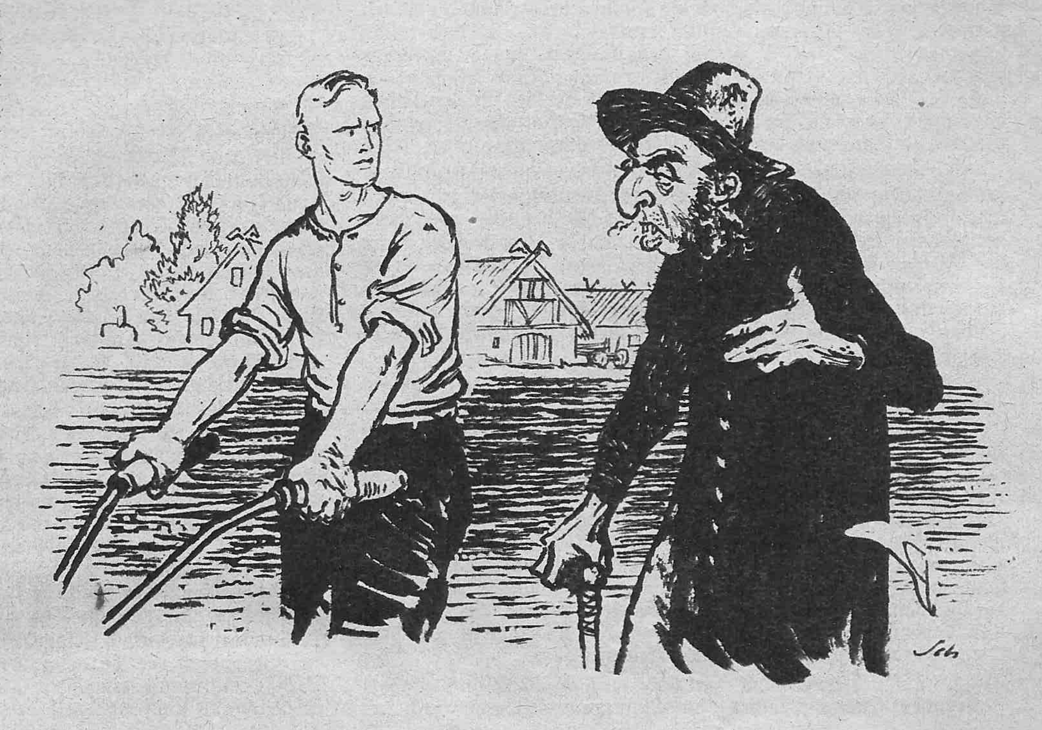
Hämisch lachend zog sich der ewige Jude nach dem Osten zurück. Dort wollte er sich eine Burg errichten.

„Schaffendes Volk! Arbeiter und Bauern! Baut euch eine Burg, die von keiner Macht der Erde zu erstürmen ist. Ihr werdet sein wie die Götter und in herrlicher Zufriedenheit und Sicherheit leben!" rief er, als er durch die Lande zog. Da baute das Volk eine riesige Burg, wähnend, daß es sich ein sicheres Haus für alle Ewigkeit erbaue. Als aber das Haus fertig war, setzte sich der ewige Jude hohnlachend hinein. Dem Bauer riß er das Brot vom Munde und verzehrte es selbst. Den Arbeiter peitschte er zur Arbeit und gab ihm gerade soviel Lohn, daß er nicht starb. Mit den Menschen, die ihn an seine Versprechen zu erinnern wagten, verfuhr er, wie ehedem mit den Blumen am Wege. „Ich bin euer Herr! Schafft und schweigt!" Das war seine Antwort. Von den Zinnen seiner Burg aber weht heute noch die rote Fahne, rot von dem Blute betrogener Menschen, rot von dem Feuer ihrer niedergebrannten Städte und Dörfer.

Den Rastlosen aber hielt es nicht in seiner Burg. Er war für alle Ewigkeit zum Wandern verdammt. Er machte sich daher wieder auf nach Westen, seine alten Straßen wieder zu wandern.

Die Zeiten aber hatten sich gewandelt, und so ward der ewige Jude eines Tages nicht mehr im schmierigen Kaftan gesehen, sondern im eleganten Frack und weißen Kragen. „Andere Zeiten, andere Sitten!" sprach er und stülpte sich zu guter Letzt noch einen Zylinder über die Locken.

Zeichnung: Schenrich



Doch nicht nur die Zeiten, auch die Wege hatten sich geändert. Mitten auf dem Wege, dort, wo er sich einmal einen Prachtpalast erbauen wollte, war ein Bollwerk emporgewachsen, dessen Mauern er nicht erklimmen konnte, eine Burg, deren Türme in den Himmel ragten und an der rüstige Bauleute immer noch bauten. — „Ihr Toren!" rief er durch die hohlen Hände zu den Zinnen hinauf. „Was baut ihr für fremde Herren und Machthaber —?"

Weiter kam er nicht, denn von der Höhe der Mauer antwortete ihm ein schallendes Gelächter. Die Bauarbeiter deuteten mit den Fingern auf den ewigen Juden, der plötzlich in Frack und Zylinder kam, so daß allmählich viel Volk ringsum auf ihn aufmerksam wurde. Da ballte er die Faust hinauf und wanderte haßerfüllt weiter. Wohin er aber auch kam, von überallher sah er die Türme dieser Burg noch ragen.

Heute noch sitzt er unter vielen Herren mit Frack und Zylinder wie die Katze unter den Mäusen, und es geht sehr feierlich und vornehm dort zu. Nur von Zeit zu Zeit, wenn gerade keiner hinsieht, zieht der ewige Jude eine Brandbombe aus der Fracktasche und wirft sie irgendwohin. Hinterher hat er seine stille Freude, wenn die Herren über den Knall erschrecken und sich über das Feuer wundern, das rings um sie brennt.

Immer wieder aber schleicht der ewige Jude in seinen unruhigen Nächten um die Mauern der unbezwingbaren Burg, ob nicht doch irgendwo ein Pförtchen ist, ob nicht doch irgendwo eine Brandbombe über die Mauer zu werfen ist.

Er mag in alle Ewigkeit wandern. Diese Burg erobert er nicht. Sie steht fest und unbezwingbar in dem Feuer, das rings um sie entbrennt.

*

Es gibt keinen größeren Verbrecher auf der Welt als den Juden. Das Judentum ist der Weltfeind Nr. 1. Wo einem Volke geschadet wird, wo es ausgenutzt, verraten und betrogen wird, da ist das Judentum am Werk.

Deutschland hat dieses internationale Verbrechertum seinen Kampf angesagt. Im Dritten Reich hat kein Jude mehr Platz an volkspolitisch wichtigen Stellen. Es gibt nur noch wenige Volksgenossen, die durch Unwissenheit oder Dummheit bei Juden kaufen und sie dadurch unterstützen. Jungen und Mädel, helft mit, diese Menschen aufzuklären. Wer beim Juden kauft, versündigt sich gegen sein Volk.

Wer sich gegen sein Volk versündigt, muß dafür zur Rechenschaft gezogen werden. Nach wie vor gilt für alle der Satz: „Wer dem Juden den kleinen Finger gibt, reicht dem Teufel die Hand."

Familie „Coriko"

Dort, wo der Ljanos, einer der vielen Mündungsarme des Amazonenstromes, an Südamerikas Küste eine kleine Bucht bildet, wo unter der hohen, sengenden Sonne der heißen Zone in der Üppigkeit der Natur alles Leben in gesteigerter Form zu finden ist, lebte in den Lianengewächsen der hohen Bäume Familie „Coriko", ein winziges, traumschönes Kolibripaar, mit seinen zwei fast flüggen Jungen. Kaum sichtbar, hatte auf Anraten des Herrn Papa die Mutti das kleine Röhrennest aus Blattteilchen und Pflanzenbast so kunstgerecht gebaut, daß es in seiner Art jeden Baumeister der Welt in Erstaunen gesetzt hätte. Aber nicht nur meisterhaft geformt war das Heim, nein, auch gegen die vielen Feinde, die diesem kleinen Blauschwanzkolibri nachstellten, war es fast unsichtbar unter einem großen Blatt erbaut.

Dann hatte die Mutti zwei erbsengroße Eier hineingelegt, und bald war Leben in das kleine Häuschen gekommen. Pfeilgeschwind, nur durch das paradiesisch bunte Gefieder für das Auge sichtbar, schwirrten nun seit einiger Zeit die kaum vier Zentimeter großen Eltern durch das üppige Grün des Urwalds, um den Hunger der Nesthocker mit süßem Honig zu stillen, den sie mit ihrem langen, röhrenförmigen Schnabel aus den Blüten der Blumen sogen. Schnell wuchsen die Kleinen heran, und die Mutti hatte schon des öfteren ängstlich erwartet, daß sie den ersten Sprung in die Welt, d. h. auf den nächsten Zweig, versuchen würden. Abends, wenn die schnelle tropische Nacht hereinbrach, hatte der Vater seinen Kindern schon viele Lehren für das Leben draußen kundgetan. Er sprach von der Heimtücke der großen Libellen, die sich auch an kleine Kolibris vergreifen.

Warnend hatte er ihnen geraten, nicht so weit hinabzufliegen, denn in dem undurchsichtigen Schatten lauerten sie, um dann blitzschnell hervorzubrechen. Wehe dem Armen, der von ihren furchtbaren Beißwerkzeugen ergriffen wurde. Es gruselte dann den Kleinen vor der Welt da draußen, wenn sie von den vielen Feinden und den Gefahren hörten, die dort auf sie lauerten. Auch von den Menschen sprach der Vater einmal. Er hatte solche drüben aus dem weißen Hause am Berge heraustreten sehen. Aber scheinbar waren die ungefährlich.

So kam bald der Nachmittag, an dem die Mutti schweren Herzens den Kleinen erklärte, sie müßten einmal versuchen, ob die Schwingen, die sie schon so oft reckten und streckten, nun auch zum Fliegen taugten. Kaum hatte sie dies gesprochen, da war „Kieb", der stärkere, schon aus dem Nest geschlüpft und in kühnem Bogen bis drüben auf den Blattstiel geflogen. Sein winziges Herzchen klopfte vor Aufregung, Anstrengung und Freude. Ängstlich lugte er hinab in die dunkle Tiefe. Wehe, wenn er daneben getreten hätte, dann läge er jetzt vielleicht da unten. Dann wäre auch sicher gleich solch scheußliche Schlange gekommen, die ihn verzehrt hätte. So aber sonnte er sich in seinem Glücke und beobachtete, wie sein Brüderlein „Kobi" zagend auf dem Nestrand saß und die kleinen Flügel bewegte.

„Komm", rief er ihm zu, und auch die ängstlich umherflatternden Eltern sprachen ihm Mut zum ersten Versuch zu. Schnurr ging es, und dicht über den Kopf des „Kieb" hinweg flog „Kobi" auf den nächsthöheren Ast. Nun war die ganze Familie glücklich, daß der erste Flug auf Leben und Tod so schön geglückt war. Lustig ging es nun von Ast zu Ast, doch plötzlich schimpfte Vati über das wilde Getue. Verschüchtert schlüpften die beiden in das Nest.

„Morgen", sagte die Mutter, „könnt ihr einen größeren Flug unternehmen und zusehen, wo wir die Nahrung finden. Seht immer nur zu, daß ihr nur Blüten aufsucht, die unserem Gefieder ähnlich sind, also etwa blaue Farbe haben, dann seid ihr immer gegen Erkennen geschützt. Es ist nötig, daß ihr dieses beachtet, denn wenn ihr das Schnäbelchen tief in den Blütenkelch steckt, könnt ihr die Umgegend nicht so beobachten. Dann muß uns das bunte Kleid schützen."

Die Kleinen hörten nur mit halbem Ohr den ernsten Mahnungen der Mutter zu. Sie schwelgten schon in der Freiheit der Natur. Der warme Seewind wiegte das kleine Nest am Blatt so, daß sie bald in einen tiefen Schlaf verfielen. Sie hörten auch nicht, wie Vati und Mutti sich beinahe darüber zankten, wie der morgige Tag vollbracht werden sollte. Der energische Vater wollte, daß man sie vorerst ganz allein einmal losfliegen lasse.

„Sie sollen gleich selbständig sein", behauptete er. „Ich werde sie erst einmal fragen, was sie in der letzten Nacht im Nest geträumt haben, dann werde ich mich entscheiden", piepte die Mutti.

Bald hüllte die Nacht alles in Dunkel, und aneinandergekauert schliefen auch die Alten auf dem Blattstiel sitzend ein.

Der neue Tag brach an und Vater „Coriko" war schon unterwegs, um den taufrischen Met aus den Blüten zu schlürfen. Leise lugte sein Weib ins Nest. Gleich sperrten die beiden ihr Mäulchen auf, und als ob die Mutter dies schon geahnt hätte, bekam jedes von der süßen Speise, die das vorsorgliche Mutterherz herbeigeholt hatte. Dann aber setzte sie sich zu ihnen ins Nest, und jedes mußte erzählen, was es geträumt habe. „Ach", zirpte Kieb, „ich habe etwas ganz Sonderbares geträumt. Ein Tier ohne Füße, mit einem mächtigen runden Maul, kam auf mich zu und wollte mich verschlingen. Es war aber keine Schlange", fügte er den ängstlichen Blick in den Augen der Mutter entdeckend hinzu, „es hatte die Augen weit rechts und links."

Mutti Coriko sann nach der Lösung, alle Feinde ließ sie in Gedanken vorüberziehen, aber sie fand keine Erklärung. Aber es muß dennoch was Schreckliches sein, dachte sie. Dann kam Kobi an die Reihe. Auch er hatte etwas Eigentümliches geträumt. Wie weißer dichter Nebel war plötzlich alles um ihn gewesen, dann hatte er keine Luft bekommen. „Ich glaube, ich bin dann gestorben", schloß er seine Erzählung. Wieder zermarterte Mutti Coriko ihr Hirn. Umsonst, sie fand auch hierfür keine Erklärung. Leise perlte eine winzige Träne aus dem kleinen Auge.

Da traf in flinkem Fluge Vati Coriko ein. Er polterte über das Benehmen der Mutti, gab jedem noch etwas von der süßen Speise, und damit seine Frau auf andere Gedanken kam, ließ er sie gleichfalls nach Nahrung ausfliegen. Als er mit den Kleinen

allein war, machte er kurzen Prozeß. „Raus", piepte er, „nun versucht euer Glück allein." Schnurr sagten die Flügel der Kleinen, und in großen Bögen schwirrten „Kieb" und „Kobi" umher. Es ging so schön, daß sie noch herumschwirrten, als Mutti Coriko zurückkam. Sie schimpfte über die Unvorsichtigkeit des Alten und setzte sich schmollend in das leere Nest. Da kamen auch Kieb und Kobi zu ihr, um auszuruhen.

Als nun der Nachmittag kam, durften Kieb und Kobi einen größeren Ausflug machen, und während Vati und Mutti Coriko zu den schönen Orchideen flogen, die weit drüben in den Bäumen wuchsen, stieg „Kieb" einmal in die Höhe, um die ganze Gegend seiner Heimat zu überschauen: Hui, wie das schön ging. Immer höher und höher stieg er, so daß unter ihm alles in grün und grau verschwamm. Und der warme Landwind blies in sein Gefieder, daß er gar nicht viel Kräfte benötigte, um höher hinaufzukommen. Hier aber war es herrlich, die Sonne schien noch wärmer als unten, und von den vielen Feinden war nicht ein einziger zu sehen. Er blickte wieder einmal hinab, aber jetzt konnte er fast nur noch eine graue Masse unter sich sehen. Nun wollte er hinabsteigen und setzte zum Gleitflug an.

Aber was war das? Der Wind trieb ihn ja immer weiter hinüber. Nun, er würde dann unten zurückfliegen. So spreizte er die Flügel und ließ sich geruhsam treiben. Jetzt mußte er schon bald die grünen Bäume erkennen. Er sah hinunter, aber da erblickte er nur eine grau-grüne Masse unter sich und weiter nichts. Er war wohl zu hoch, um etwas Genaueres zu erkennen, darum legte er sein Köpfchen in den Nacken — und ließ sich weiter vom Wind treiben.

Plötzlich hörte er ein eigentümliches Geräusch unter sich. Nie hatte er so etwas vernommen. Bestürzt sah er nach und mußte feststellen, daß von grünen Bäumen überhaupt nichts zu sehen war. Schnell glitt er abwärts, um sich ermüdet auszuruhen.

Da — was war das, ein Wasserspritzer hatte ihn getroffen, wie bei den großen Gewittern im Wald. Schnell und mit letzter Kraft schwang er sich noch einmal in die Höhe. Hilflos schaute er runter. Soweit er blickte, Wasser, nichts als Wasser, denn das war die graue Masse, die unter ihm lag. Mit letzter Kraft flog er in der Richtung der Sonne. Da lag schon der Wald. Umsonst, die Flügel wurden ihm immer schwerer und bald merkte er, daß es abwärts ging. Ein letztes Flattern sollte ihn vor der Bekanntschaft mit dem kalten Naß schützen.

Da sah er unmittelbar unter sich ein riesiges Maul emportauchen. Das war ja dasselbe, das er im Traum gesehen hatte. Zwei mächtige Augen glotzten ihn blutdürstig an. Und während sich „Kieb" mühselig über die riesige Wasserfläche dahinschleppte, folgte das Ungeheuer mit rasender Schnelligkeit. Jetzt entschwanden „Kieb" die Kräfte. Willenlos ergab er sich seinem Schicksal, und begierig stürzte sich der blutgierige Fisch auf seine Beute. So endete „Kiebs" kurzes Leben.

Als der Abend hereinbrach, saß Familie „Coriko" immer noch voll banger Sorge vor dem kleinen Nest. Immer wieder war die Mutti durch das wirre Gestrüpp der in den hohen Bäumen wuchernden Lianen geflogen, ängstlich ihren Lockruf ausstoßend. Vergeblich war auch der Vati auf der Suche gewesen.

Kieb war und blieb verschollen. Die Mutti weinte und der kleine „Kobi" versprach um so anhänglicher zu sein. Aber die Mutti war untröstlich, dachte nur an die Träume ihrer Kleinen und befürchtete auch für Kobi das Schlimmste.

Der neue Morgen zog ins Land. Eifrig flog Familie Coriko von Blüte zu Blüte, um bald hier, bald dort zu naschen. So waren sie bis drüben an den Berg gekommen, wo das Haus der Menschen stand. „Was für wunderschöne Blüten leuchten dort drüben", piepte Kobi seiner Mutti zu, als sie den großen Blumengarten des Hauses absuchten. „Bleib bei mir, Kobi", warnte die immer ängstliche Mutter, „die Blüten sind goldig gelb, so daß wir uns mit unserem Blau im Gefieder auffallend abheben. Man weiß nie, ob unsere Feinde lauern."

Ein plötzliches geheimnisvolles Sausen in der Luft ließ die Familie „Coriko" schnell unter die Blätter huschen. Und diese Vorsicht war ihr Vorteil gewesen; denn ein häßlicher Raubvogel strich beutesuchend über das bunte Blumenfeld, und ein kläglicher Schrei eines kleinen Vögeleins verkündete schauerhaft, daß er das Gesuchte gefunden hatte. Neugierig lugte der Vati unter den Blättern hervor, und auf ein Zeichen folgten Mutti und Kobi.

So waren alle doch nahe an die goldgelben Blüten gekommen, und Kobi war ungehorsam, flog hinüber und steckte seinen langen, dünnen Schnabel in eine Blüte.

Da polterte es plötzlich auf dem Gartenweg, und ehe Familie Coriko fliehen konnte, sauste etwas Unbekanntes aus der Luft hernieder. Kobi erblickte nichtsahnend etwas Weißes um sich herum. Es sah aus wie dichter Nebel, von dem er geträumt hatte. Er wollte fliehen, aber überall hinderte ihn der „Nebel". Er

Tod im hohen Gebirge

(Karawanken 1934) Heinrich Banniza v. Bazan

Weit über Wald und Fels im höchsten Kar,
Da liegt ein Mensch, stöhnt einsam sternhinan.
Vom Blut verklebt sein helles, weiches Haar,
Von Leib ein Knabe, doch im Antlitz Mann.

Zersprengt die Schar, verstummt der Glockenschrei,
Die einen tot, die andern hart in Haft.
Wann kommt der Tag? Wann sind wir deutsch und frei?
Zum Kampf des Sieges, Herr, gib mir noch Kraft.

Du über Sternen laß mich Zeuge sein,
Wenn unsere Fahne von dem Dome weht,
Wenn an der Donau und am heil'gen Rhein
Ein einzig Volk zu dir um Segen fleht.

Der bleiche Schein umschwebt sein brennend Haupt.
Er stützt sich auf, er sinkt vor Schmerz zurück.
Seit ich dich sah, hab ich an dich geglaubt.
Dir gab ich gern mein Gut und all mein Glück.

Er grüßt den Führer: Ja, du weißt gewiß,
Wer um dich leidet, wer für Deutschland stirbt,
Wem schier das Herz vor herbem Harm zerriß,
Wer noch im Tod für deine Fahne wirbt.

Du weißt es alles. Wenn die Stunde naht,
So rufst du unsre Namen in das Land.
Dein ist das Wort und dein ist auch die Tat.
Wir Unbekannten, dir sind wir bekannt!

war so fest und undurchdringlich, daß ihm sein Köpfchen arg schmerzte, wenn er dagegenstürmte. Dann kam plötzlich etwas Großes, Unbekanntes und nahm ihn gefangen. Es war eine weiche, warme Hand. Das Herz klopfte ihm so sehr, daß es der 10jährige Sohn des Farmers, der den kleinen Kobi gefangen hatte, ordentlich merkte. Zwei große, neugierige Augen betrachteten jetzt den kleinen Kolibri. Er schillerte in allen Farben. Dann klappte plötzlich ein Deckel und Kobi befand sich in einer großen Blechschachtel, die stockduster war und so streng roch, daß es Kobi schier den Atem nahm.

Bald rutschte er in diese, bald in jene Ecke der Schachtel und entdeckte plötzlich einen häßlichen Käfer mit mächtigen Zangen als Mitgefangenen. Er wünschte sich lieber tot als diese Qual.

So ging es eine geraume Zeit, dann trat plötzlich Ruhe ein, dafür wurde es aber so erdrückend warm, daß er luftschöpfend den kleinen Schnabel öffnete. Der Käfer verdrehte die im Dunkel aufleuchtenden Augen auch schon bedenklich. Die Luft wurde immer knapper. Noch einmal spreizte Kobi die Flügel, um mit letzter Kraft zu fliegen. Er kam jedoch nur bis zur nächsten Wand, wo er besinnungslos niederstürzte. Kobi war tot.

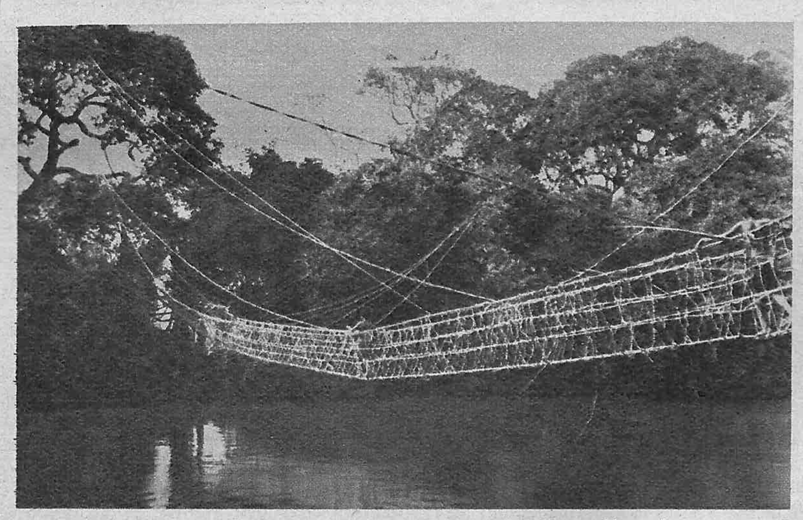
Als die letzten Sonnenstrahlen die großen Schatten auf die grünen Blätter der Urwaldbäume zeichneten, saßen Vati und Mutti Coriko betrübt auf dem Ast vor dem leeren Nest, aus dem immer das hungrige Piepen Kiebs und Kobis ertönte. Heute hatten sie auch ihren Kobi verloren, denn er war trotz eifrigen Suchens nicht wieder zum Vorschein gekommen.

So endete die Geschichte der Kolibrifamilie „Coriko". Ein kleines Schicksal von den vielen Tausenden, die sich täglich in dem riesigen Urwald am Amazonenstrom zutragen.

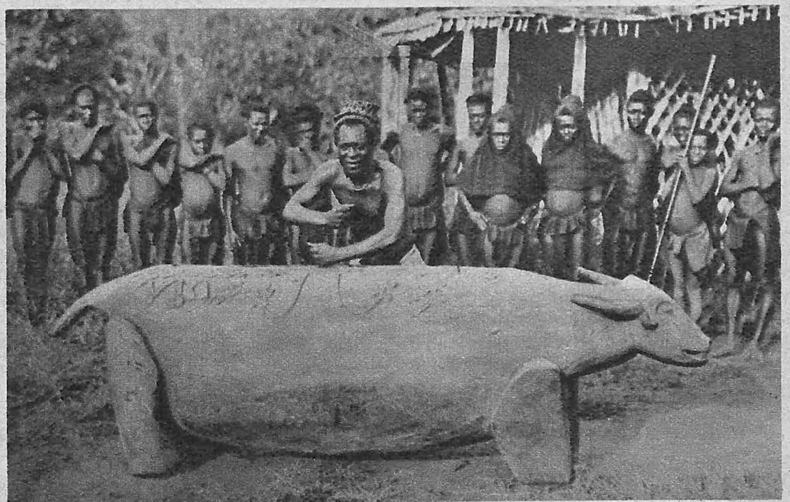


Ein einfaches, selbstgefertigtes Doppelxylophon: aber man kann Musik darauf machen!

Kamerun vergnügt sich



Einen luftigen Weg hat man auf dieser Brücke aus Lianen!
Unten im Fluß liegen träge Krokodile — und der Laufsteg ist nur zehn Zentimeter breit!



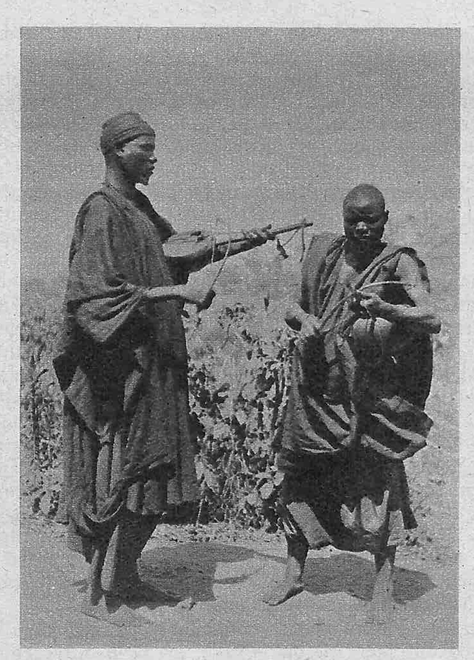
Der Häuptling schlägt die Palavertrommel und ruft damit alle Stammesgenossen zusammen

Wie ein schwarzes Tuch ist die afrikanische Nacht über das Land gefallen. Millionen über Millionen von Zikaden und Grillen erheben ihre Stimmen und singen unaufhörlich ein eintöniges Lied. Affen schreien im nahen Urwald. Langsam steigt gelbleuchtend der Vollmond auf. Der Ruf des Leoparden steht über dem Fluß.

Da, was ist das? Von weit her dröhnen dumpfe Wirbel, dann einige Takte schwerfälliger Musik, und hell schwingt darüber langgedehnter Gesang. Der deutsche Farmer ruft nach seinem Negerjungen. „Alle andern boys fort sein, Massa", sagt Jamba, „großes Mond=play tanzen!"

Im nächsten Eingeborenendorf ist alles versammelt. Fast jeden Abend sitzen die Neger vor ihren Hütten und summen ihre schwermütigen Lieder, hin und her wiegen sie die Oberkörper, vielleicht fällt auch eine Trommel als Begleitung ein, und dann zuckt es in den schwarzen Gliedern, und einer steht auf und tanzt mit Vor= und Zurückwerfen, mit Ducken und Wiederaufspringen einen gliederverrenkenden Tanz. In den Vollmondnächten aber ist alles auf den Beinen. Große, bauchige Kalebassen (Gefäße aus getrockneten Flaschenkürbissen) voller Palmenwein oder Maisbier stehen bereit. In allen Eingeborenenstämmen Kameruns werden die Tanzfeste gefeiert.

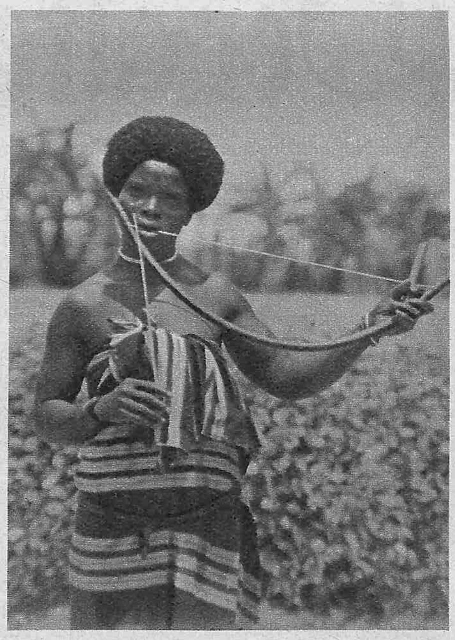
Auf dem freien Platz, zwischen den runden, strohgedeckten Hütten, loht ein großes Feuer. Flackernd fällt sein Schein auf die öligen, schwarzen Körper, die stampfend und mit heftigen Bewegungen zum Tanz angetreten sind. Im Kreise hocken die Zuschauer. Immer leidenschaftlicher wird ihr Gesang, taktmäßig klatschen sie in die Hände oder schlagen auf ihre Schenkel. Lauter dröhnen die Tanztrommeln, wirbelnd fallen die Hände auf das straffgespannte Antilopenfell. Von verschiedener Größe und Form sind die Tanztrommeln, verschieden abgestimmt sind ihre Klangfarben. Da sind die fast mannshohen Stämme, auf denen die Neger mit gespreizten Beinen stehen und spaßhaft, wie auf Pferden, gelegentlich gegen die lachend zurückweichende Zuschauermenge anreiten. Da ist die schwere, kostbar verzierte, dicke Trommel, die auf holzgeschnitzten, buntbemalten Götzenbildern ruht, und da ist noch die kleine Tanztrommel, die mit dem Stock geschlagen wird. Überlaut dröhnt die



Zwei wandernde Straßenmusikanten vom Stamm der Haussa



Nur aus dem Leder eines selbsterlegten Büffels darf der Wuta seinen Schild herstellen

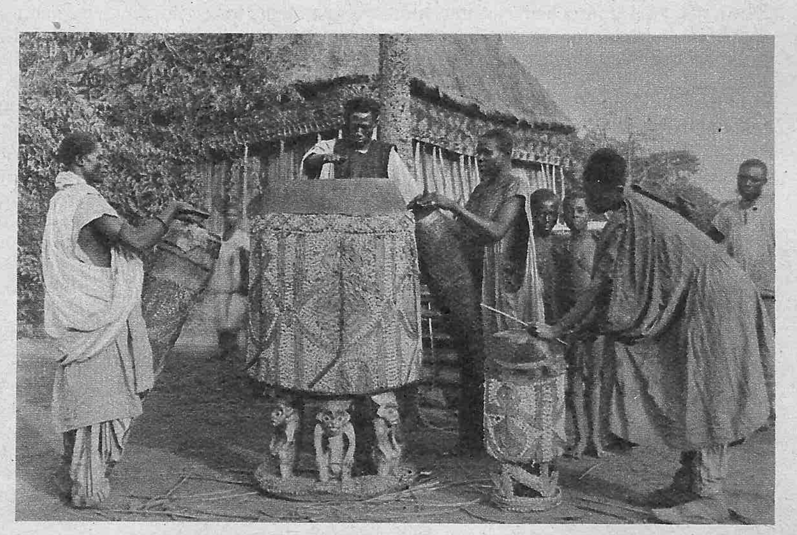


Träumerisch lauscht das Mädchen dem zarten Klang seines Mundbogens

riesige Schlitztrommel. Weit ist die Nacht vorgeschritten, und längst liegt der Farmer, in Moskitoschleier eingehüllt, auf seinem Bett; aber immer noch ist die Luft erfüllt von den dumpfen Rhythmen. Er weiß, diese Nacht gibt es keine Ruhe mehr.

Nicht nur die Tanztrommel schlägt der Neger. In ganz Westafrika senden sich die Stämme ihre Nachrichten auf der Palavertrommel (Sprechtrommel) zu. Auf die weitesten Entfernungen trommeln die Eingeborenen ihre Mitteilungen, seien es Einladungen, Ankündigungen oder Warnungen. Noch nie hat wohl ein Weißer auf einem Jagdzug unbeobachtet das Land durchstreifen können, mit Windeseile wurde sein Kommen jedem angrenzenden Stamm durch die Trommelsprache angezeigt. Hinter die Geheimnisse dieses Nachrichtendienstes ist bisher wohl noch kein Weißer gekommen.

Alle Neger sind musikalisch, erfinderisch stellen sie sich alle nur möglichen „Musikinstrumente" her, von der Kinderklapper bis zum schauerlich stöhnenden Elefantenzahn. Hingebungsvoll rasseln und zupfen, blasen und trommeln sie, mit nasaler Stimme singen sie ihre gefühlvollen Lieder. Fast jedes größere Eingeborenendorf hat seine kleine Musikkapelle. Vom Stamm der hochgewachsenen Haussa sind die Bänkelsänger, die mit ihrer einsaitigen Fiedel das Land durchstreifen und dazu ihre Lieder singen. Mitunter finden sich auch ganze Wandertrupps zusammen, die in den Dörfern ihre Vorstellungen geben. Der Anführer der Truppe ist gleichzeitig der Spaßmacher, der, lächerlich herausgeputzt, im Takt der Trommel komische Tänze tanzt und so die Zuschauer zum Lachen bringt. Bereitwillig werfen dann die erheiterten Dorfbewohner zum Dank einige Münzen in die bereitgestellten Gefäße. Viel Beifall finden auch die beiden Spieler am Doppelxylophon und das Mädchen mit dem Mundbogen. Mit dürren Beinen steigt ein schwarzer Spaßmacher wie ein Hahn einher, schlägt mit den Armen wie mit Flügeln und kratzt wohl auch im Sand. Nach diesem fröhlichen Lärm wird es still, denn die nächste Darbietung klingt nur leise und zart und wird am besten von der Spielerin selber vernommen. Das Mädchen nimmt die einzige Saite des Mundbogens zwischen die Lippen und benutzt ihre eigene Mundhöhle als Schallkörper. Leicht schlägt sie dann mit einem Stäbchen die Saite, mit der anderen Hand regelt sie Höhe und Tiefe der Töne. So spielt sie eine bescheidene kleine Melodie aus nur wenigen Tönen, aber ihr gefällt sie und den Zuhörern auch. M. H.



Vor dem Palaverhaus (Versammlungshaus) des Dorfes sind die Tanztrommeln zum Photographieren angetreten! Aufn.: M. P. Therbecke-Bavaria



Die Musikkapelle eines mohammedanischen Stammesfürsten.
In wallende Gewänder sind die mohammedanischen Neger gehüllt, und unter dem Kopftuch ist ihnen nicht kalt. Ganz links steht der Elefantenhornbläser

Der alte Hase

Die Januardämmerung hüllt den Feldrain ein und läßt den dunklen Streif des hohen Fichtenstangenholzes allmählich mit dem Himmel zusammenfließen. Es weht kühl aus dem Talgrund herauf, auf dessen kahlen, vom Pflug umgebrochenen und von der Egge zerrissenen Feldern die Rebhühner mit klirrenden Rufen zur Ruhe gehen. Da und dort schimmert ein Fleck Schnee im letzten Licht.

Der Jäger, der am Feldrain kauert, dort, wo die krumme Birke längst ihre letzten Blätter ins falbe Gras streute, blickt prüfend über den Flintenlauf. „Schon zu dunkel", murmelt er. Er erhebt sich, klappt umständlich den dreibeinigen Stuhl zusammen und wirft das Gewehr über die Schulter. „Na, wenn heute nicht, dann morgen!" Hier hält nämlich ein Fuchs seinen Paß, der den Bauern gern einen Besuch abstattet und der manchmal schon in der Dämmerung erscheint. „Vielleicht kommt er morgen vor das Rohr", beschließt der Jäger seine Überlegungen, pfeift leise, worauf sich sein Hund erhebt, und macht sich auf den Heimweg.

Vom Waldrand her blicken zwei gelbbraune, starre Augen hinter ihm drein. Sie gehören dem alten Waldhasen, der sich gern im hohen Stangenort unter Wind legt, wenn es naß aus den Bäumen tropft. Der Hase sitzt steif und stumm da, kein Haar in seinem Schnurrbart regt sich. Er kann nicht hervorragend gut äugen, aber er weiß ganz genau, was es heißt, wenn ein stiller Klumpen auf einmal beweglich wird, aufsteht und davonwandert. Dann ist es immer besser, man macht einen gehörigen Bogen um diese verdächtige Stelle herum, denn wenn es erst einmal geknallt hat, ist es meist schon zu spät. So hoppelt denn Lampe ins Holz, nicht zu langsam und auch nicht zu eilig, genau im richtigen Tempo. Nun eilt er auf dem schneenassen Boden lautlos dahin, bleibt hier noch einmal sitzen und verhofft dort noch einmal, bis er sich endlich ganz beruhigt hat. Unterdessen ist er am Hohlweg angelangt, und so springt er auf dessen Sohle hinunter und folgt den alten Wagengeleisen, die feldwärts weisen. Bedächtig setzt er die Vorderpfoten auf, benützt sie als Stützpunkt und schwingt an ihnen vorbei die langen Hinterpfoten nach vorn. Wo der Boden naß und lehmig ist, kann man morgen bei Licht feststellen, daß der Hase seine Hinterläufe vor den Vorderläufen abdrückt, so seltsam das auch anmutet.

Rüstig hoppelt der Hase dahin. Einmal bleibt er sitzen und wischt sich hastig über die Nase, denn ein verspäteter Frostspanner flog ihm dagegen und kitzelte ihn nicht schlecht mit seinen beschuppten Falterflügeln. Dann eilt er weiter. Der Wald lichtet sich; wieder schimmern die Felder matt durch die schwarzen Säulen der Fichtenstangen. Diesmal hält sich Lampe nicht lang mit den Vorbereitungen zu seinem Auszug auf, denn nun ist es so dunkel geworden, daß ein Mensch längst harmlos wurde, wenn er noch ansitzen sollte. So rutscht der Hase denn durch den borstigen und nassen Streifen von Heide und Adlerfarn, der den Wald säumt, überquert einen Sturzacker, rennt auf einem Rain entlang, springt durch ein abgeerntetes, aber noch nicht eingepflügtes Rübenfeld, das der faulste Bauer des Dorfes liegengelassen hat, und rückt endlich in ein Kleefeld hinein, das im vergangenen Jahr noch Hafer mit unterbautem Klee trug, das aber in diesem Jahr nur noch Klee bringen wird. Hier findet der Hase Gesellschaft. Eine Ricke stelzt langläufig umher und äst hier und dort ein nicht allzu stark erfrorenes Blättchen ab, ein Kaninchen ist ebenfalls damit beschäftigt, sich zu sättigen, und von der Hasensippschaft sind gar schon zwei zugegen, eine alte Häsin und ein schlanker Bengel, ein vorjähriger Hase. Allesamt lassen sie sich den Klee nicht schlecht schmecken.

Mitten zwischen dieser nächtlichen Tafelgesellschaft setzt sich der alte Rammler hinein. Der Wind weht manchmal in harten Stößen aus dem Tal herauf, dann brausen die Fichtenwälder auf den Hügeln auf, und die Birken werfen fuchtelnd ihre Ruten hin und her. Die Wolken treiben tief am Himmel dahin. Manchmal reißen sie auf, dann erscheinen die Sterne zwischen ihren zerfransten Rändern. Wenn sie sich wieder zusammenballen, wird es ganz dunkel. Nun steht der Widerschein matt im Wolkentreiben, der aus den erhellten Fenstern des Dorfes stammt.

Auf dem Kleefeld rücken die äsenden Tiere hin und her. Das nervenschwache Kaninchen bekommt ab und zu einen kleinen Schreck, saust ein paar Sätze dahin, erstarrt dann zu einer geduckten Bildsäule, bemüht sich, mit seinen kurzen Ohren etwas Verdächtiges zu hören, und äst endlich weiter, wenn es bemerkt hat, daß es wieder einmal nichts gewesen ist. Die Rehe sind weitergezogen, denn das Kleefeld ist ihnen zu klein. Jetzt äsen sie unten im Wiesengrund und äugen dem Talbauern über den Gartenzaun in die Fenster hinein, wo sie allerdings nicht viel entdecken können, denn der Bauer ist im Stall zu Gange. Die drei Hasen schieben sich hin und her. Den jungen packt es wohl, daß er übermütig hochfährt und ein paar wilde Sätze macht, wobei er mit allen vier Läufen gleichzeitig in die Höhe prellt. Dann reißt er noch ein paar wüste Zickzackkurven, um gleich darauf gesittet weiter zu äsen, als wäre nichts geschehen. Die Häsin schlingt den Klee nur so in sich hinein. Sie hat im vergangenen Jahr mit ihren zahlreichen Jungen soviel Plage gehabt, daß ihr der Humor vergangen ist, und daß sie froh ist, wenn sie sich in aller Ruhe sättigen kann. Der alte Rammler aber hat überhaupt und grundsätzlich die Ruhe weg. Ab und zu prüft er bedächtig die Umgebung auf ihre Sicherheit; dann äst er weiter. Es ist das gleiche Bild, wie sie ungezählte Kleefelder Deutschlands Nacht um Nacht bieten.

Plötzlich wird der alte Hase unruhig. Wieder hebt er sich auf den Vorderläufen hoch, wie da oben am Waldrand, als der Mann aufstand. Ein schwarzweißer Schatten streift lang und niedrig vom Gehöft herauf. Auch die anderen Hasen haben etwas gemerkt. Es ist die Bauernkatze, die einen nächtlichen Streungang durch die Felder unternimmt. Kein Hase rührt sich vom Fleck, auch das Kaninchen nicht. Als die Katze näher kommt, drückt sich der Junghase und versinkt platt im Kraut.

Die Katze blickt aus glimmenden, kreisrunden Augen zu all den leckeren Braten hinüber, die da so schön im Feld aufgereiht sind. Sie hat schon mehr als einen Junghasen gerissen, sie weiß, wie diese Tiere schmecken. Leider wird es diesmal wohl nichts damit werden, denn wenn erwachsene Hasen erst einmal etwas gemerkt haben, kann eine Katze nichts mehr bestellen. Aber versuchen könnte man es immerhin! Sie duckt sich tief ins feuchte Gras hinein, wird noch länger und noch niedriger, setzt geräuschlos eine Samtpfote vor die andere und unterdrückt sogar das feinfühlige Zucken ihrer Schwanzspitze, das sie sonst niemals unterlassen kann, wenn sie aufgeregt ist.

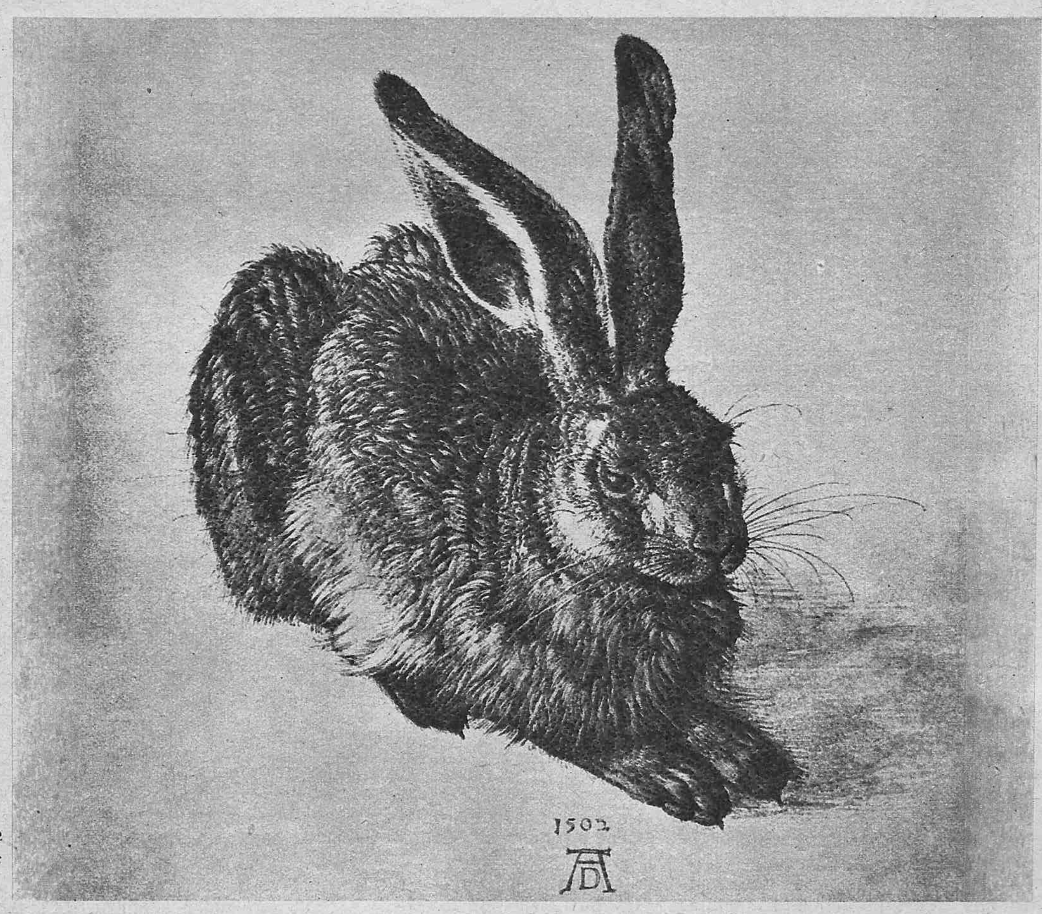
Eigentlich weiß die Katze noch immer ganz genau, daß es reiner Unsinn ist, diese steif dasitzenden Hasen anzukriechen, denn so dumm sie aussehen, so wenig lassen sie sich doch übertölpeln. Immer näher und näher gleitet die Mieze an die Häsin heran, und schon meint sie, daß das Spiel gelingen könnte, als der Hase sich plötzlich aus seiner steinernen Ruhe aufrafft und in ein paar flinken Sprüngen zur Seite wetzt. Die Katze prellt erst hinterher, aber sie hat rasch eingesehen, daß das keinen Zweck hat. Leise maunzend, ein wenig beschämt und ein wenig ärgerlich trollt sie sich dem Walde zu, wo sie vielleicht mehr Glück haben wird.

Die Hasen äugen noch eine ganze Weile hinter der Katze drein. Auch der Junghase, der das lebensgefährliche Experiment gemacht hat, sich vor einer Katze zu drücken, kommt wieder zum Vorschein. Dem Kaninchen ist die Sache ungemütlich geworden. Während die Hasen im Klee verweilen, rückt es zu Holze. Nun, hier kann jeder tun und lassen, was er will, diese Wesen kümmern sich nicht weiter umeinander, es gibt bei alten Hasen keine Freundschaften, höchstens halten Junge aus dem gleichen Satz einmal zusammen.

Dem alten Rammler fällt aber nun auf einmal ein, daß er beinahe satt ist und daß er sich als Nachtisch noch ein paar Espenruten schmecken lassen könnte. Deshalb rückt er hinter dem Kaninchen her, dessen weiße Blume hell durch die Nacht schimmert. Sie blitzt stärker als das Hasenschwänzchen, denn ein ehrlicher Hase drückt beim Hoppeln meist die Blume ein wenig herab, so daß die schwarze Oberseite hervorkommt. Die Blume des Kaninchens aber wird nie nach unten gedrückt und leuchtet immer gleich hell.

Der Rammler denkt sich nichts Böses, als das Kaninchen vor ihm auf einmal einen mächtigen Satz macht, als es erst in die Höhe fährt, schrill aufquiekt, zur Seite prellt, sich rasend im Kreise dreht und endlich niederbricht, um strampelnd liegen zu bleiben, wobei seine Hinterläufe hart und hastig gegen den Boden trommeln. Der Hase äugt und äugt, fährt entsetzt zurück und rückt gebannt wieder vor, bis ihm klargeworden ist, was hier gespielt wird. Ein winziges Mauswiesel fuhr dem Kaninchen an die Kehle und hat es getötet, indem es ihm die Schlagadern durchbiß. Jetzt, als er die Gefahr erkannt hat, prescht der Rammler zu Holze. Er hält sich durchaus nicht mehr auf und fegt lang und niedrig davon, die Löffel dicht an den Nacken gelegt, als griffe der Tod bereits nach ihm. Ein unerhörtes Glück, daß das Kaninchen vor ihm auf dem Wechsel war! Der Knirps hätte auch den Hasen getötet, wenn er ihm in die Quere gekommen wäre.

Der Hase beruhigt sich erst wieder, als er tief im Holze ist. Da er entdeckt, daß er sich auf der Flucht seiner Sasse genähert hat,



Junger Hase
Zeichnung: Albrecht Dürer

macht er erst einige Widergänge, rennt einmal geradeaus und dann wieder auf der gleichen Spur zurück, und endlich lagert er sich in seiner Sasse ein, in einer Mulde, die er vor einigen Tagen, als das Wetter umschlug, unter einer kleinen, halb verkümmerten Jungfichte gescharrt hat. Hier drückt er sich und schließt die Seher. Hasen können auch mit offenen Augen vor sich hindösen. Im Schlaf haben sie aber meist die Augen geschlossen wie dieser Rammler. — Die Nacht braust im Geäst, ab und zu knarren Bäume unter einem harten Zugriff des Windes. Die Sterne kommen um so schärfer hervor, je mehr es gegen Morgen geht. Es wird kalt, Reif erblüht im Kraut und an der Heide. Als sich der erste fahle Streif im Osten zeigt, ist es ganz klar geworden, und der Boden dröhnt wie eine Trommel unter den Schalen der beiden Rehe, die langsam der Schonung zubummeln.

Es wird dies ein wunderbarer Wintertag. Die Sonne kommt ganz klar über dem Horizont hervor; sie fällt erst schräg durch die Wipfel und flimmert im Rauhreif. Später aber kommt sie steiler von oben, aus der seidenblauen Kuppel, in der die wandernden Drosseln rufen. Der Rauhreif löst sich auf; es wird so warm, wie ein Januartag nur zu werden vermag.

Der Hase hat eine ganze Weile geschlafen. Jetzt liegt er mit offenen Sehern und döst. Ab und zu schreckt ihn ein fernes Krachen hoch, dem ein langes, rollendes Echo folgt. Irgendwelche unbestimmte Erinnerungen stören seine Ruhe, besonders dann, als einmal Rasseln und Rufen durch den Wind zu seiner Sasse herübergeweht wird. Immerhin stören ihn die entfernten Geräusche doch nicht so stark, daß sie ihn ganz verscheucht hätten. Wäre der Hase klug, er liefe so weit vor dem Lärm der Treibjagd davon wie er kann. Aber er ist dumm, er rückt nur eben in einen breiten Sonnenstrahl hinein und räkelt sich hier faul umher.

Die Schüsse kommen heran. Ab und zu hallt ein Doppelschuß bedrohlich nahe durch den Wald. Je lauter die Treiber rufen, je näher die Klappern lärmen, desto flacher drückt sich der Hase ins Kraut. Noch einmal wird es still, noch einmal scheint es, als ginge die Gefahr vorüber.

Da klappert es wieder hart an die Stämme, da kommt das „Ho-ho" näher und immer näher. Polternd prasseln die beiden Rehe, die heute morgen so spät einzogen, an dem Hasenlager vorbei. Dann rennt ein bunter Fasanhahn vorüber. Sein langer Stoß schleppt nach, seine roten Augenscheiben gleißen wie Blut in der Sonne. Kurz darauf burren seine Flügel; er ist aufgestanden. Es kracht überlaut, und dann poltert es schwer ins Kraut hinein.

„Ho-ho-ho!" Gefährlich klappern die Stöcke, Gestalten erscheinen, kommen auf die Sasse zu. Rasend zittern die Nerven des alten Hasen. Aber er regt sich nicht, er liegt als hellbraune Scholle zwischen den dunkleren Nadeln. „Da liegt ja einer", schreit ein Treiber. „Wo?" „Mensch, da, dicht vor dir, siehst du ihn denn nicht?" „Tatsächlich! Wirst du wohl aufstehen!"

Der Treiber tritt fast auf den Rammler, und jetzt schnellen ihn die langen Hinterläufe aus der Sasse. Aber er ist nicht so dumm, nach vorn zu flüchten, wo es eben knallte. Hinten war es bis jetzt still! Tief geduckt schlägt Lampe einen Haken und saust geradewegs auf die Treiberkette los. „Wirst du nach vorne gehen!" schreit einer und wirft den langen Stock nach ihm. Aber das schert den Hasen nicht. Schon ist er durchgebrochen, jetzt federt er in langen Fluchten durch das Holz. Dabei gewinnt er seine Besinnung wieder. Er ändert ein wenig die Richtung, denn wenn er geradewegs weiterflüchtet, kommt er auf den kahlen Hau hinaus. Deshalb schlägt er einen Bogen und wischt zwischen den Jungfichten hindurch, dahin, wo hinter dem Weg die Schonung wie eine rettende, grüne Mauer aufragt. Mitten im Flüchten bemerkt der alte Rammler eine Bewegung. Er sieht eine Gestalt, die etwas hebt, wirft sich herum, wird zum Strich, der in gewaltigen Sätzen dahinpfeift. Da ist der Weg, hinüber, nur hinüber! Der erste Sprung führt ihn mitten auf den Weg hinaus, der zweite wirft ihn in die Schonung hinein. Mitten im Satz kracht es. Rundum singen und zwitschern die Schrote, einer schlägt heiß durch den rechten Löffel des Hasen. Er merkt es kaum, rast weiter, immer weiter.

Als er sitzenbleibt, ist es ihm, als bräche etwas hinter ihm.

Da poltert es auch schon durch die Zweige heran, da hechelt es, und nun sieht der Rammler abermals zu, daß er weiterkommt, denn das ist Treff, der Jagdhund. Keuchend fährt der Hund hinter dem Hasen her, der ein wenig zusammenruckte, als der Schrot durch seinen Lauscher fuhr. Deshalb liegen winzige Tröpfchen Schweiß in der Spur, die den erfahrenen Jagdhund, der alles kranke Wild zu bringen hat, leiten.

So ist der Rammler noch nie gelaufen wie dieses Mal! Immer, wenn er glaubt, seinen Verfolger durch einen Haken endgültig abgeschüttelt zu haben, poltert und hechelt es wieder hinter ihm. Zehn Minuten dauert die Hatz, bis Treff einsieht, daß dieser Hase nicht gefährlich verwundet sein kann.

„Ihr Hund ist schlecht", ruft der Gastschütze, der den Hasen beschossen hat. „I wo, Sie haben ihm nichts Ernstliches getan", antwortet der Förster, der seinen Hund kennt.

Er hat recht. Schon in der nächsten Nacht rückt der Hase wieder zu Felde, und nach ein paar Tagen sitzt er sogar wieder in seiner sonnigen Sasse im Stangenholz. Nachts ist es freilich viel leerer geworden, seit die Jäger geerntet haben. Nun, das schert den Rammler wenig, das ist er gewöhnt. Hauptsache, daß er selbst heil durchgerutscht ist wie schon so oft! W. Schönbach.



ist wieder im Lande!

Neue Streiche, erzählt von Peter Osten; Linolschnitte: Will Halle

Die große Stadt ist erreicht. Lange spaziert Till durch die hellen und sauberen Straßen und bewundert die Auslagen in den erleuchteten Schaufenstern. Er war noch nie in einer großen Stadt, und es ist daher kein Wunder, wenn er mit erstaunten Augen umhergeht. Hier ist alles so groß, so blendend, so voller Licht und Freude. „Das lasse ich mir gefallen", denkt der Till, „hier kann man schon leben." Aber schon wenige Tage später sieht er ein, daß auch das Leben in der Großstadt seine Schattenseiten hat. Er sieht Straßen ohne Bäume mit langen und grauen Häuserfronten. Er sieht blasse Kinder, die sehnsüchtig aus dem Dunkel der Hinterhöfe hervorkommen und jeden Grashalm, jede Blume, jeden Sonnenstrahl jubelnd begrüßen. So ist die Stadt. Hart und grausam. Ihre Menschen aber müssen feste und gesunde Kerle sein, die bereit sind, den Kampf mit ihr aufzunehmen. Und das ist schwer, sehr schwer. Überall sieht Till Bauarbeiter am Werke. Überall werden alte und düstere Häuser abgerissen, um neuen, lebensfrohen Platz zu machen. Licht und Sonne sollen in den neuen Wohnungen sein, sollen Finsternis und Trübheit verbannen. Neues, Großes wird geschaffen. Auch die Großstadt soll ihren Bewohnern Heimat im wahrsten Sinne des Wortes sein.

Irgendwo hat Till einmal den Satz gelesen: „Jeder Mensch ist das Ergebnis seiner Umgebung." Er hat diese Worte abgelehnt. Und das mit Recht; denn nur schwache Menschen werden Opfer von Beeinflussung. Nur schwache Menschen unterliegen schlechten Einflüssen.

Aber hier in der Stadt ist dieses Wort zu verstehen. Hier, wo bisher Menschen in dunklen, lichtlosen Häusern Tür an Tür wohnten, mußte das Schlechte besser und schneller Opfer finden. Erst recht dann, wenn Not und Elend ihm Wegbereiter waren.

Till hat das in kurzer Zeit begriffen, und so entschließt er sich als Narr, als Menschenfreund zu helfen und seinem Namen alle Ehre zu machen.

„Ich bin ein Narr", so schreibt er in sein Tagebuch, „ich will den Menschen helfen; denn ich glaube: Die Menschen sind nicht so schlecht, wie man sagt. Wo ein Mensch voller Fehler ist, da will ich ihm helfen. Vielleicht nutzt es ihm. Ist es hoffnungslos, so werde ich ihn vor allen anderen bloßstellen; denn Menschen ohne Charakter sind Verbrecher, auch wenn sie nicht gestohlen oder gemordet haben." So schreibt der Till.

Till wird Photograph

Man kann dem Till vieles vorwerfen, nur eines nicht, nämlich, daß er faul wäre. Das beweist er auch in der großen Stadt. Kaum ist er hier eine Woche, da sucht und findet er auch schon eine Stellung. Durch Zufall erfährt er, daß ein bekanntes Photogeschäft einen jungen Menschen mit kaufmännischen Fähigkeiten sucht. „Das ist etwas für mich", sagt sich Till und denkt dabei an das, was er seinerzeit beim Buchhalter Tiedke gelernt hat. Schnell entschlossen stellt er sich bei dem Leiter des Photogeschäftes vor und wird angenommen. Strahlend kehrt er danach in sein gemietetes Zimmer zurück. „Man muß eben sofort zupacken", stellt er nochmals fest, „frisch gewagt ist halb gewonnen." — Schon am nächsten Tage beginnt er seinen Dienst. Fleißig wie er ist, hat er bald alles gelernt und dazu noch manches, was er mit offenen Augen dem Photographen abgesehen. Sein Meister ist mit ihm sehr zufrieden und freut sich, für weniges Geld einen so guten Arbeiter zu haben. Till ist jedoch da anderer Meinung. Er hat längst gemerkt, daß sein Chef ein ausgesprochener Leuteschinder ist. Er weiß auch längst, daß jener nicht nur ihn, sondern sämtliche Angestellten unterbezahlt und bis zum letzten ausnutzt. Ja, daß er sogar damit vor seinen Geschäftsfreunden prahlt und sich mit diesem unsozialen Tun brüstet. Noch schlimmer aber ist, daß dieser gerissene Geschäftsmann es außerdem versteht, sich nach außen das Aussehen eines edlen Menschenfreundes zu geben. Ja, er gilt in gesellschaftlichen Kreisen sogar als der Mann mit der „reinsten Weste", der keine Feinde hat. Als Till davon erfährt, beschließt er, diesem Zeitgenossen eine derbe Abfuhr zu geben. „Denn", so schreibt Till in sein Tagebuch, „ein Mensch, der keine Feinde hat, ist gefährlich. Er spricht allen Menschen zu Munde, gibt jedem Recht — hat also keine Meinung und damit keine Feinde, aber auch keine wahrhaften Freunde."

Eine weiße Weste kann eine schmutzige Gesinnung wohl verdecken, nicht aber vor Entblößung schützen.

Schon einen Tag später kann Till seinen neuen Streich vorbereiten. Durch Zufall erfährt er, daß sein Chef am Nachmittag einen jüdischen Geldmann bei sich empfängt. Die Sekretärin hat ihm heimlich berichtet, daß dieser Jude der eigentliche Inhaber sei und den Chef nur als sogenannten „Renommiergoi" gebrauche und gut bezahle. Weiterhin hat Till erfahren, daß jener Jude jeden Montag durch den hinteren Eingang hereinkäme, um mit dem Chef Geschäfte zu besprechen.

Schnell trifft da Till seine Vorbereitungen. Das macht keine allzu große Mühe. Er baut heimlich einen ausgezeichneten Photoapparat in den Bücherbord ein und verkleidet ihn so, daß man nur schwer etwas entdecken kann. Ein flüchtiger Beobachter bemerkt den Apparat auf keinen Fall. Dabei achtet Till natürlich genau darauf, daß die Brennweite der Kamera auch genau den Tisch, also das Blickfeld, erfaßt. Den Auslöser verbindet er durch einen Faden unmittelbar mit der Tür. Durch das Schlüsselloch beobachtet er dann die beiden Gauner. Sie trinken teuren Wein und bereden ihre sicher finsteren Pläne. Als sie sich gerade wieder einmal grinsend zuprosten, zieht Till am Faden und löst den Film aus.

So, das wäre geschafft. Till reibt sich zufrieden die Hände. Das wird eine Überraschung werden.

Am anderen Morgen ist Till, kaum daß sein Chef außer Hause ist, im Wohnzimmer und holt den Photoapparat aus dem Versteck. Schnell saust er damit in die Dunkelkammer, entwickelt den Film. Die Aufnahme ist klar und deutlich geworden. Besser noch, als Till geglaubt. Das mag an dem besonders sonnigen Nachmittag gelegen haben. Solch eine schöne Innenaufnahme hat Till noch nie gemacht. Zufrieden kratzt er sich den Hinterkopf. Junge, Junge, das ist eine Sache. Schon jetzt freut er sich auf die Überraschung. Auch der vergrößerte Abzug wird ausgezeichnet. Till hat Glück, daß gerade heute sein Chef auswärts viel zu tun hat. So kann er ungestört an die Arbeit gehen.

Kaum ist die Vergrößerung, die den Geschäftsmann beim Wein mit dem Juden zeigt, richtig trocken, da steckt Till sie auch sofort in einen großen Bilderrahmen und hängt sie in das Schaufenster. Darunter schreibt er den Vers des guten, alten Goethe:

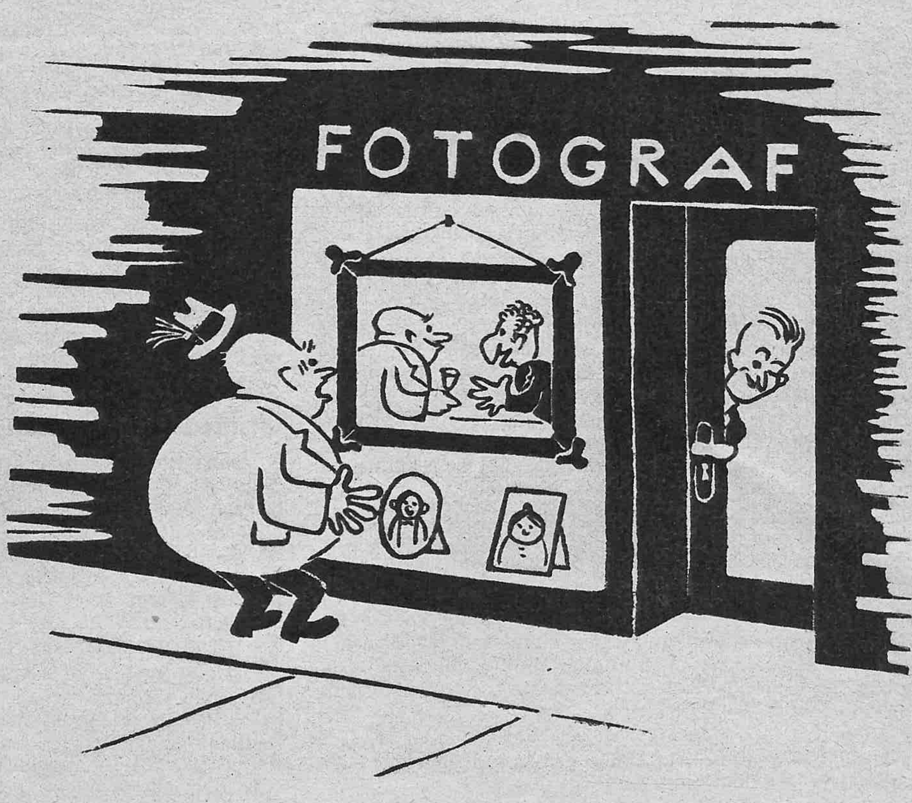
„Manch rechter Christ mag keinen Juden leiden,
doch seine Gelder nimmt er gern."



Zufrieden steht er dann vor dem Schaufenster. So, das geschieht dem Geschäftsinhaber recht. Diese Strafe muß sein; denn wer vom Juden frißt, der stirbt daran und soll auch daran sterben. Wer dem Juden den kleinen Finger gibt, reicht dem Teufel die Hand. Das ist Tills Meinung.

An diesem Tage betritt kein Kunde mehr das Geschäft. Das große Photo hat ihnen die Wahrheit aufgezeigt, hat ihnen deutlich bewiesen, daß dieser „Mann mit der reinen Weste" ein Charakterlump und Judenknecht ist. Noch am gleichen Tage wissen es alle Bekannten, alle Kunden, alle Geschäftsfreunde und jeder, der vorübergeht: „Dieses Geschäft gehört einem Volksverräter, einem Judenknecht." Damit ist der Strohmann des Juden für alle anständigen Menschen gerichtet.

Als der judenfreundliche Geschäftsmann abends heimkommt und das Bild sieht, weiß er, daß seine Stunde geschlagen hat. Schleunigst packt er seine Koffer und will mit seinem ergaunerten Gelde über die Grenze. Ehe ihm aber dies gelingt, faßt ihn die Polizei, und sein Verbrechen, sowie das des Juden, findet ihre gerechte Bestrafung. Till aber schreibt in sein Tagebuch:



„Die Juden sind ein volkgewordenes Schmarotzer- und Verbrechertum. Die Juden sind das Unglück aller Völker, mit denen sie leben; denn sie leben von ihnen und saugen sie aus bis auf den letzten Blutstropfen. Ihnen ist jedes Mittel, jeder Weg, jede Maske, kurzum alles recht, wenn sie sich nur damit Geld und Macht ergaunern können.

Judentum ist Verbrechertum, oft gut getarnt und hinter der Biedermannsmaske versteckt. Ebensolche Verbrecher an ihrem Volke sind aber jene Menschen, die Hand in Hand mit Juden arbeiten. Ebensolche verachtungswürdige Kreaturen sind Volksgenossen, die den Juden zu Diensten stehen. Der Judenknecht oder auch Judenfreund, sowie jener Menschenschlag, der in jüdischer Art seine Geschäfte tätigt und vom Volke mit Recht „weißer Jude" genannt wird, ist ebenso ein Verräter des Volkes und Verbrecher wie der Jude selbst. Das wollen und dürfen wir nie vergessen." — So schreibt der Till.

Die geistige Kaffeetafel

Till hat natürlich seine Arbeit in jenem Photogeschäft niedergelegt, denn er sieht es als entwürdigend an, unter einem Judenknecht zu arbeiten. Er geht auf neue Stellungsuche. Um seine Zukunft hat er keine Angst. Er weiß, was er kann. Und das genügt ihm; denn ein Mensch mit guten Fähigkeiten, mit Arbeitswillen und Fleiß wird jederzeit ohne Sorgen seinen Lebensunterhalt bestreiten können.

Vorläufig macht sich Till keine Gedanken darüber. Froh und wohlgemut spaziert er durch die Straßen der großen Stadt. Viel Neues sieht er. Immer neue Dinge lernt er hinzu. Mehr will er ja auch nicht.

Wie er wieder einmal in den Mittagsstunden einen Spaziergang durch die größte Geschäftsstraße macht, wird er von jemandem angerufen. „Hallo! Herr Till", begrüßt ihn ein großer, breitschultriger Herr, „das freut mich aber, Sie wieder einmal zu treffen." Freudig schüttelt da Till dem Bekannten die Hände. Der alte Donnerkeil ist es, der Gutsbesitzer mit dem echten Sinn für Scherz und Humor. Er ist, wie er erzählt, in geschäftlichen Angelegenheiten hier in der Stadt und wohnt in einem bekannten, guten Gasthaus.

„Wissen Sie", teilt er Till mit, „ich habe dort heute nachmittag ein paar Leute eingeladen. Das wird Ihnen sicher Freude machen, diese kennenzulernen. Es sind alles Menschen der sogenannten guten Gesellschaft. Na, das ist doch ein Fressen für Sie." Till fragt: „Wollen Sie mich da etwa als Spaßmacher verpflichten? Nein, das kommt nicht in Frage. Ich bin schließlich kein Harlekin." — „Unsinn", lacht da der alte Donnerkeil, „im Gegenteil, Sie sollen da Ihren Spaß haben. Ich stelle Sie den Leuten als Baron von Meckernich vor, und Sie werden Ihr blaues Wunder erleben. Ich hoffe sogar, daß Sie wieder Grund zum Streichspielen haben."

„Geht in Ordnung", sagt Till darauf, „natürlich komme ich." Die beiden drücken sich zum Abschied die Hand. Noch im Weggehen sagt der alte Donnerkeil: „Ihr Judenstreich war übrigens blendend."

„Ja, ja", gibt Till lachend zurück und führt Wilhelm Busch an: „Dieses war der erste Streich und der zweite folgt sogleich."

*

Wie verabredet, findet sich Till pünktlich im Gasthaus ein. Der alte Donnerkeil stellt ihn der Gesellschaft als Baron von Meckernich vor. „Angenehm", näseln die einzelnen Herren und verbeugen sich leicht vor Till, dem Baron. Die Verbeugung fällt immer verschieden aus, je nach dem Stande des betreffenden Herrn. Hier, in dieser Gesellschaft, herrscht noch der Standesdünkel in erschreckender Art. Till, Verzeihung, Herr Baron von Meckernich, fügt sich ganz in den Rahmen, so daß der alte Donnerkeil kaum das Lachen verkneifen kann.

„Pardon, Herr Baron", wendet sich während der Kaffeetafel ein dicker, glatzköpfiger Bankier an Till, „sagen Sie, wovon leben Sie eigentlich? Was machen Sie für Geschäfte? Man weiß ja gar nichts von Ihnen."

„Äh, äh", näselt Till zur Antwort, „meine Geschäfte sind so, daß niemand der Beteiligten gern darüber spricht. Wenn Sie fragen würden, fielen die Antworten ganz verschieden aus. Die einen halten meine Sachen für gut, die anderen giften sich darüber. Naja", schüttelt Till, der Baron, den Kopf, „man kann es eben niemanden recht machen." Dann klemmt er sich ein Monokel ins rechte Auge und sagt wieder: „Äh, äh." So geht das Gespräch hin und her. So langsam kommt in Till die Wut hoch. Am liebsten möchte er diesen dünkelhaften Zeitgenossen einzeln ein paar hinter die Ohren hauen.

Er weiß ja zu genau, daß dieser Menschenschlag der gefährlichste und unzuverlässigste ist, den es gibt. Ewig meckernd, alles besserwissend und eingebildet bis ins letzte. Warum? Haben diese Menschen etwas geleistet? Haben sie Großes vollbracht? Haben sie jemals für ein Ideal gehungert? Nichts von dem. Sie haben nur eines: Geld. Und darauf bilden sie sich etwas ein.

Aber einem anständigen Kerl können sie damit nicht blüffen. Der weiß, was er von ihnen zu halten hat. Till überlegt sich gerade, wie er den anderen ein paar saftige Wahrheiten ins Gesicht schleudern kann, da erzählt der alte Donnerkeil die Geschichte mit dem Photographen.

Natürlich nennt er keinen Namen, sondern erzählt nur den Fall an sich. Heimlich blinzelt er über den Tisch zu Till, als wollte er sagen: „Paß' auf, jetzt kannst du was erleben.“ Ruhig und völlig sachlich schildert er der Runde den Streich und fragt dann am Schluß die andern: „Na, meine Herren, was sagen Sie dazu?“

Da werden die haarsträubendsten Ansichten geäußert. Nicht einer von den Gästen billigt den Streich. Nein, alle finden ihn unpassend. Die einen stellen fest, daß der junge Mann (Till grinst dabei und denkt: „Also ich“) äußerst undankbar sei; denn er hätte doch zufrieden und glücklich sein müssen, daß er Arbeit gefunden hätte. „So ist nun mal die heutige Jugend“, murrt der Bankier, „sie will ja gar nicht arbeiten. Das hat der Kerl doch nur getan, um seine Arbeit zu verlieren und sich vom Staat fürs Nichtstun ernähren zu lassen. Dafür müssen wir so hohe Steuern bezahlen.“

„Stimmt, stimmt“, pflichten ihm die andern bei, „man sollte diese jungen Kerle einfach zwingen. Notfalls sogar ins Kittchen (Gefängnis) werfen.“

Dann empört sich ein anderer: „Was geht dem Angestellten überhaupt die Arbeit seines Chefs an. Er wird schließlich dafür bezahlt, daß er arbeitet. Ein Angestellter hat den Mund zu halten, sonst fliegt er. Das ist meine Meinung.“

„Nun mal nicht so heftig“, mischt sich Till ins Gespräch, „was sind denn das für Anschauungen? Meine Herren, wie kann man in der heutigen Zeit noch so etwas äußern?“

„Ach was, äußern“, schimpft der Dicke, „für mein Geld kann ich tun und lassen, was ich will. Das wäre ja noch schöner.“

Ehe Till darauf etwas antworten kann, keift es von der anderen Seite des Tisches: „Das ist alles Unsinn. Weshalb diese Ablehnung des Juden? Was soll denn das? Die Juden sind doch schließlich auch Menschen.“

Da platzt Till nun doch los. „Meine Herren“, sagt er, „ich habe mir Ihr Gequatsche jetzt lange genug mit angehört. Es hängt mir jetzt langsam zum Halse heraus.

Gewiß, Sie haben recht, die Juden sind auch Menschen. Aber die Wanzen sind auch Tiere, und zwar recht unangenehme. Ich weiß nicht, ob es Ihnen leichtfallen würde, in einem verwanzten Bett zu schlafen, kann mir aber denken, daß Sie sich die größte Mühe geben, diese kleinen Blutsauger zu entfernen. Mit allen Mitteln. Und so sollten Sie es auch mit den menschlichen Wanzen, den Juden, tun.

Niemand mag Ungeziefer gern, Sie aber verteidigen es. Sie brechen eine Lanze für die Juden. Das ist beschämend für Sie, daß Sie als geistig höherstehende Menschen so wenig Kenntnis vom Judentum haben und so wenig Verständnis für den Kampf gegen dieses Schmarotzervolk aufbringen. Das ist sehr traurig für Sie.“

„Unsinn“, näselt da der Bankier, „ich finde es nahezu barbarisch, Antisemit zu sein. Das ist kulturlos und paßt nicht in unsere Zeit, und außerdem gibt es ja auch anständige Juden.“ „Hahaha“, lacht da Till los, „jetzt wird's verrückt. Ich höre immer — „anständige Juden“. Mann, sind Sie denn wahnsinnig?“ — Till ist über so viel Dummheit erschüttert, dann lacht er bitter. „Ja, ja“, nickt er höhnisch, „in Deutschland allein gibt es achtzig Millionen anständige Juden. Jeder Deutsche kennt einen.“ — „Aber Herr Baron“, bittet der Bankier, „seien Sie doch einmal objektiv.“

„Nein, nein, dreimal nein“, schreit Till ihn an, „ich will nicht objektiv sein. Wir dürfen nicht objektiv sein. Hier handelt es sich um die Lebensrechte unseres Volkes, da können wir uns nicht um das Einzelschicksal eines schmutzigen Juden kümmern. Wenn es um das Vaterland geht, dann bin ich subjektiv. Verstehen Sie? Bleiben Sie übrigens uns mit Ihren Fremdwörtern „Objektivität“ und so weiter vom Leibe. Ich stehe zu meinem Vaterlande, auch dann, wenn es für unsere Gegner einmal so ausschaut, als wäre es ein Unrecht. — Übrigens, meine Herren, begreife ich nicht, warum ausgerechnet Sie sich für unsere Gegner die Köpfe zerbrechen. Das, was Sie tun, ist geistiger Landesverrat. Sie sollten lernen, für Ihr Vaterland zu denken. Dann würden Sie auch den Kampf gegen die Juden verstehen.“

„Lieber Baron“, wirft ein anderer ein, „Sie machen sich durch Ihre Worte zum Fürsprecher des judenfeindlichen Pöbels, das hätte ich von Ihnen nie erwartet. Denken Sie doch nur einmal daran, was das Ausland dazu sagt.“

In Till kocht es. Er muß sich zusammennehmen, um diesem Menschen nicht einen harten Gegenstand an den Kopf zu werfen. Doch er hält an sich. Höhnisch antwortet er nur: „Ausland, ich höre immer Ausland. Sorgen haben Sie! Sie zerbrechen sich also Ihr Köpfchen für das Ausland.“ Plötzlich springt er auf und brüllt die Gesellschaft an: „Scheren Sie sich doch ins Ausland, wenn Ihnen Ihr Vaterland weniger gilt als das Ausland. Gehen Sie doch zu unseren politischen Gegnern, verraten Sie doch Ihr Volk — Sie werden ja dann erleben, wie unsere ehrlichen Gegner Ihren Landesverrat beurteilen. Aber gehen Sie, lieber heute als morgen.“ Stumm sitzen da die anderen da.

„Aber lieber Baron“, sagt der Bankier und will Till beruhigen, „warum ereifern Sie sich denn so? Es ist doch alles nicht so ernst gemeint. Wenn die Herren gewußt hätten, wie Sie denken, so hätten sie sicher das Gespräch nicht angefangen.“

Till hat eine harte Antwort auf der Zunge. Aber der alte Donnerkeil kommt ihm zuvor. „Meine Herren“, sagt er, und es ist das erste Wort, was er bei diesem Gespräch äußert, „meine Herren, Sie haben eben eine Abfuhr erhalten, die Sie schon lange verdient haben. Ich weiß, daß Sie im Notfall zu unserem Vaterlande stehen, ich weiß aber auch, daß Sie dies nur tun, weil Sie es tun müssen, weil Sie ja auch gar nicht anders können.“

Ernste Worte am rechten Orte

Stolz klopft der alte Gutsbesitzer dem erregten Till auf die Schultern. „Dieser Mann, mein junger Freund, vertritt die heutige Jugend. Diese Jugend aber kennt nur eine große Aufgabe. Sie dient ihrem Volke und Vaterland. Ob arm, ob reich — im Dienste gleich. Ich habe Ihnen meinen Freund als Baron Meckernich vorgestellt. Ich tat dies, weil ich wußte, daß Sie ihn sonst in Ihrem Kreise nicht für voll genommen hätten. Sein Name ist Till.“ Da gibt es erstaunte Gesichter. Manch einer der Herren ist sogar leicht beschämt.

„Eines möchte ich noch sagen“, fährt der alte Donnerkeil fort, „und ich darf es sagen, denn ich bin alt genug dazu und habe viel gesehen und erlebt. Das eine aber ist die glückliche Feststellung, daß die Jugend unseres Vaterlandes berufen ist, ein großes Werk zu vollbringen. Sie wird dabei, und das ist recht, über alle rücksichtslos hinwegschreiten, die im Wege stehen. Sie wird furchtlos und mutig ihren Kampf ausfechten, so wie mein Freund Till es gesagt:

„Es gibt nichts Höheres als das Vaterland. Das Vaterland hat immer recht, auch wenn das Ausland anderer Meinung ist.“

Meine Herren, das mußte Ihnen schon lange einmal gesagt werden. Ich freue mich, daß mein Freund Till kein Blatt vor den Mund genommen hat.“ Damit setzt sich der alte Donnerkeil und lacht vor sich hin.

Till aber hat sich inzwischen leise aus dem Zimmer entfernt. Er hört nicht mehr, was über ihn gesprochen wird. Als ihn die anderen vermissen, ist schon eine geraume Zeit vergangen. Der Gutsbesitzer hebt die Tafel auf. Langsam ziehen sich seine Gäste zum Aufbruch an. Gemeinsam treten sie vor die Tür des Gasthauses. Da bietet sich ihnen ein sonderbares Bild. Sie sehen Till mit einer erleuchteten Laterne die Straße entlangspazieren. Dabei ist es noch nachmittags und ganz hell. „Ein Narr“, lachen sie. Auch der alte Donnerkeil schüttelt verwundert den Kopf. Was mag der Till haben? Schließlich ruft er ihn an. „Hallo, Till!“ schreit er über die Straße. Der ruft zurück: „Komme gleich!“ Langsam nähert er sich der Gruppe. In jede Ecke, jedes Fenster, jede Tür leuchtet er mit seiner Laterne. Dabei schüttelt er immer wieder traurig das Haupt und murmelt irgend etwas vor sich hin. Erst versteht es keiner. Aber schließlich hören sie, daß er immer sagt: „Nicht zu finden, nicht zu finden.“

„Hast du etwas verloren?“ fragt der alte Donnerkeil, als Till die Gruppe erreicht hat. „Nein“, antwortet der, „verloren habe ich nichts.“ „Närrischer Bursche“, näselt der Bankier vor sich hin. Schließlich fragt er hochmütig: „Wenn Sie nichts verloren haben, können Sie doch auch nichts finden. Was suchen Sie denn da?“ Till kneift ein Auge zu und antwortet dann schmunzelnd: „Einen einzigen anständigen Juden. Ich finde aber keinen.“

Da läuft der Bankier blutrot an. Jetzt ist er der Hereingefallene. Die anderen lachen. Till aber steht mit scheinheiligem Gesicht dabei und sagt: „Naja, Sie behaupteten doch, es gäbe auch anständige Juden.“ Eine Antwort bleibt aus, denn erbost steigt der Getroffene in sein Auto und saust davon. Das Gelächter vom Till und alten Donnerkeil folgt ihm und klingt noch lange in seinen Ohren.

„Ob er sich das zu Herzen nimmt?“ fragt der Gutsbesitzer. Till schüttelt den Kopf. „Solchen Leuten ist nicht zu helfen“, sagt er, „die müssen aussterben. Je eher, desto besser. Sie stehen dem Aufstieg unseres Volkes im Wege. Wer auch nur einen Deut Mitleid mit dem Judentum hat, ist für unser Volk unbrauchbar.“ Das ist Tills Meinung.

Auf ein neues

Wenige Tage später entschließt sich Till, wieder eine Stellung zu suchen. Das Nichtstun behagt ihm nicht. Er muß immer irgendwie im Leben stehen und muß das Gefühl haben, ein kleines Rad im großen Getriebe der Zeit zu sein. So liest er nun mit Eifer die Stellenangebote in den Tageszeitungen und hofft, eine passende Arbeit zu finden. Er ist darin sehr wählerisch. Nicht etwa, daß er sich für irgendeine Arbeit zu fein vorkomme. Nein, Till hat nur einen Wunsch, irgendwo irgendeinen Posten zu erhalten, der ihm Gelegenheit bietet, weiterhin die Menschen im täglichen Leben zu beobachten. Er will ja doch lernen, deshalb ging er ja schließlich in die Stadt. Wer lernen will, muß auch Opfer bringen können, muß auch zu jeder Arbeit bereit sein und sei sie auch noch so schmutzig; denn Lehrjahre sind keine Herrenjahre.

Das weiß Till, und wenn er auch nun gerade kein Lehrling mehr ist, so ist er doch ein Lernender und sein Schlagwort heißt: „Der Mensch lernt nie aus."

Manchmal denkt er dabei an seinen alten Klassenlehrer, der ihm und den anderen früher so oft in der Schule sagte: „Ihr lernt hier nicht für mich und die Schule, sondern für das Leben. Nur der, der in jungen Jahren fleißig lernt und arbeitet, wird später ein großes und schönes Ziel erreichen. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen."

An diese Worte muß Till immer wieder denken, wenn er die Zeitungen nach einer Stellung durchblättert. Ja, das hat auch er schon erkannt, daß nur der im Leben zu etwas kommt, der mit unerhörtem Fleiß und eiserner Kraft an sich selbst arbeitet.

„Wer leben will, muß auch arbeiten", sagt sich Till und meint, daß ein Mensch ohne Arbeit eigentlich unglücklich sein müßte. Aber nicht nur das, er stellt sogar bei sich fest und schreibt es nieder: „Ein gesunder Mensch, der nicht arbeitet, ist überflüssig und ein Schädling der großen, arbeitenden Gemeinschaft. Ein Mensch, der sich auf Kosten der Arbeitskraft anderer bereichert, ist ein Schmarotzer. Er muß beseitigt werden. Jeder gesunde und kräftige Mensch hat die Pflicht, zu arbeiten. Das ist er sich selbst und seinem Volke schuldig." Darum will auch Till nicht faul und träge dahinleben, sondern läuft sich die Hacken ab nach einer passenden Arbeit.

Schon nach kurzem Suchen findet Till eine Stellung, die ihm in seinen Kram paßt. Wer Arbeit sucht, der findet auch welche; denn Arbeit wird es in jedem geordneten Staate immer geben, und wer sich vor der Arbeit nicht scheut, der wird auch stets sein Brot auf ehrliche Art und Weise verdienen können.

Till hat Glück. Ein Narr hat immer Glück. Er findet in einem vierstöckigen, großen Hause eine Stellung als Hauswart. „Portier", sagen die Leute, weil sie es anscheinend für besonders vornehm halten, Fremdwörter zu gebrauchen.

Till ist jetzt also Hauswart, und ein Hauswart hat viel zu tun. Noch dazu in einem vierstöckigen Mietshause mit Seitenflügel und Gartenhaus. Die erste Zeit schwitzt er auch ganz handlich dabei und tut sich manchmal selber leid. Aber dann beißt er wieder die Zähne zusammen und sagt zu sich selber: „Durchhalten, Till! Durchhalten! Was du dir vorgenommen hast, das mußt du auch ausführen, und sei es noch so schwer." So hilft er sich stets selber über alle Stimmungen hinweg. So packt er das Leben an und lernt.

Abends sitzt er dann oft still in seiner kleinen Hauswartswohnung und schreibt in seinem Tagebuch. Er sagt sich hier selbst die Wahrheit. Er schreibt alles Schöne und auch alles Schlechte hinein, was er erlebte. Seine eigenen Gedanken. sein Wollen, seine Fehler, seine Erfolge und Niederlagen — alles findet hier im Tagebuch seinen Platz.

„Bei manchen Menschen ist das Tagebuch nur ein Selbstbetrug, nur ein Spiegel der Eitelkeit und der Selbstbelobigung. Wer ein Tagebuch richtig führt, der schreibt sein Leben hinein. Er schreibt in jeder Stimmung das nieder, was er fühlt und denkt, was er erlebt, was er erträumt, was er plant und was er erreicht. Erst dann ist das Tagebuch ein wahrer Spiegel seines eigenen Lebens, ein Buch, aus dem er neue Kraft und neues Wollen schöpfen kann." So schreibt der Till. Sein Tagebuch ist ein Bericht über sich selbst, ist ein Kalender seines Lebens. Zu jeder Zeit und Stunde kann er darin lesen, kann vergangene Tage und Wochen wieder vor sich erstehen lassen und noch einmal wie neu erleben. So muß ein Tagebuch sein. Wahr und ehrlich. Es ist für niemanden anders bestimmt als für den Schreibenden selbst. Es geht auch keinen anderen etwas an. Das Tagebuch ist ureigenes Erlebnis und unantastbares Eigentum seines Namenträgers.

Beim Till ist dies etwas anderes. Er läßt uns seine Blätter lesen, weil er uns helfen will, weil er uns unsere Fehler und Schwächen aufzeigen will, um uns die Wahrheit zu sagen als Freund und Helfer.

Dafür wollen wir ihm danken; denn nicht jeder sieht seine Fehler selbst. Manch einer wird sich ihrer erst bewußt, wenn sie ihm an einem anderen klargemacht werden.

Lernen müssen alle Menschen. Ausgelernt hat selbst ein Fünfzig- oder Sechzigjähriger noch nicht. Aber wir lernen leichter und sehen klarer, wenn uns jemand dabei hilft. Und das tut der Till in jedem Streich, mit jedem Wort und jeder Tagebucheintragung.

Man soll den Till nicht als dummen Schalksnarren hinstellen. Wer seine Streiche kennt, wer in seinem Tagebuch gelesen hat, der weiß, daß dieser junge, lebensfrohe Kerl das Herz am rechten Fleck hat. Manch einer wird sich mit ihm verbunden fühlen, wird in ihm ein Stück von sich selbst finden.

Till hat einmal das Wort niedergeschrieben: „Das Leben ist immer so schön, wie man es sich macht." Damit hat er eigentlich seine Lebensform deutlich zu erkennen gegeben. Er hat damit gesagt, daß man froh und voller Zukunftsglauben an die Arbeit gehen müsse. Er hat sich damit zum lachenden Leben bekannt, das keine Widerstände kennt und sich durch nichts aus der Ruhe bringen läßt. Man muß nur die Augen so offenhalten wie der Till, und man wird erkennen, wie schön das Leben und welche Freude es ist, schaffen zu dürfen.

Wenn aber einmal schwere und ernste Stunden kommen, dann ist jeder gewappnet. Einen lebensfrohen Menschen kann nichts umwerfen, und sei es auch noch so schwer. Sorgen hat jeder einmal und Stimmungen auch, man darf ihnen jedoch nicht unterliegen. Im Gegenteil, dann heißt es, die Zähne zusammenzubeißen. „Nun erst recht", ist dann das Losungswort. Lachend greift ein jeder in den Kampf gegen alle Unbill ein, und lachend wird er dann auch als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen. Das ist die Weisheit des Narren.



Die Sache mit der Eisenbahn ....

Man braucht nicht gerade an den Weihnachtsmann zu glauben, wenn man vom vergangenen Weihnachtsfest spricht. Die meisten Jungen und Mädel sind schon frühzeitig dahintergekommen, daß der liebe, gute, alte Weihnachtsmann doch nur der etwas ungeschickt gekleidete Vater oder Onkel ist. Ja, es soll sogar vorgekommen sein, daß ein Pimpf zum Weihnachtsmann sagte: „Vater, mit dem Bart biste ein Biber mit 44 Punkten."

Wir wollen also diesen Fall ablegen und gleich vom Vater reden. Wer fängt an? Ah, der Wolfgang meldet sich. Also gut, erzähle du zuerst.

„Ich habe zu Weihnachten vom Onkel Erich ein schönes Abenteuerbuch geschenkt bekommen. Gelesen habe ich bisher noch nicht darin, so gern ich schon wollte. Immer wenn ich abends nach dem Buch greifen wollte, las der Vater in ihm. So spannend ist es. Nun hat er es aber bald aus, und ich freue mich jetzt erst richtig darauf."

So erzählt Wolfgang, und schon meldet sich Hannes, der während Wolfgangs Erzählung dauernd mit dem Kopf genickt hat.

„Mir ist es ähnlich ergangen", berichtet er. „Mein Vater schenkte mir zu Weihnachten eine Eisenbahn. Die habe ich mir schon lange gewünscht. Jetzt habe ich sie endlich bekommen, kann aber nicht mit ihr spielen, weil sich der Vater selbst jeden Abend damit beschäftigt."

„Mir geht es genau so", ruft plötzlich Gerhard dazwischen. „Auch ich habe eine Eisenbahn geschenkt bekommen. Auch mein Vater spielte sehr oft damit. Aber jetzt spielen wir zusammen. Das macht riesigen Spaß."

Hannes meint: „Das geht doch aber gar nicht. Mit einer Eisenbahn kann doch auch nur einer spielen."

„Hast du eine Ahnung", sagt Gerhard darauf, „da können sogar noch viel mehr mitmachen. Überlege einmal, was es dabei alles zu tun gibt. Erstens der Bahnhof mit seinen Schaltern, mit Schranken und Läutewerk, dann die Weichen, die Tunnels, die Signale usw., usw.

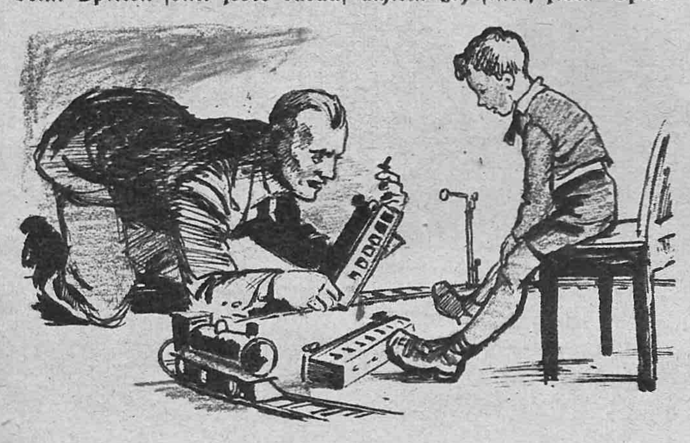
Wenn du richtig Eisenbahn spielen willst, dann mußt du auch auf die Verkehrszeichen und alle ähnlichen Dinge achten. Sonst kann es dir einmal so gehen wie meinem Freunde Horst. Der hatte zwei Lokomotiven und ließ diese auf seinen Schienen laufen. Durch ein Stellwerk konnte er jede einzelne auf das richtige Gleis lenken. Einmal aber vergaß er die Weichen zu stellen."

„Na, und?" fragen die andern.

„Und dann gab's einen Knall", erzählte Gerhard weiter. „Die beiden Lokomotiven sausten ineinander und gingen entzwei."

„Schade darum", stellte Wolfgang fest, „aber das ist ja schließlich bei der richtigen Eisenbahn auch so. Wenn die Beamten und Angestellten nicht ständig aufpassen würden, geschähen sicher tagtäglich solche Unglücke."

Die andern nicken zustimmend. „Das stimmt schon", meint Wolfgang, „man kann ja aber schließlich nicht alles wissen. Wer achtet schon beim Spiel darauf?" Gerhard ereifert sich: „Gerade beim Spielen sollte jeder darauf achten. Ich finde, jedes Spiel



macht erst Spaß, wenn man es so spielt, als geschähe alles in Wirklichkeit. Du kannst dir mit deiner Eisenbahn doch alles genau so aufbauen, wie es im wirklichen Leben ist. Gerade das macht doch eigentlich erst richtige Freude. So einfach drauflosspielen kann jeder kleine Junge. Nur die Bahn aufziehen und dann immer die Schienen entlangsausen lassen, immer rundherum, na, das ist doch einfach langweilig und blöd."

„Da hat Gerhard recht", stimmen wir mit all den anderen zu. Was nützt es schließlich, nur immer die Lokomotive mit ihren Wagen auf den Schienen laufen zu lassen, auch wenn der ganze Fußboden unserer guten Stube bebaut ist? Jedes Spiel muß ja schließlich einen Sinn haben. Jedes Spiel muß irgendwie Verbindung zu echtem Leben haben, sonst ist es sinn- und zwecklos. Wir sollten uns mit solchen Dingen dann gar nicht erst abgeben.

Das ist vielleicht etwas für die Kleinen, die noch nicht lesen und schreiben können.

Dabei braucht es sich übrigens nicht nur um die Eisenbahn zu handeln. Nein, es gibt noch viele Spiele mehr, die sinnvoll, lehrreich und dabei doch unterhaltend sind. Der eine hat vielleicht ein paar kleine Spielautos und baut sich eine Autobahn, der andere besitzt womöglich ein richtiges kleines Bauerndorf oder hat sich vielleicht eine Stadt aus Pappe gebastelt. Da gibt es Straßen und Gassen. Seht ihr, das kann man nun sinnlos oder sinnvoll spielen. Einer baut die Häuser buntgewürfelt auf, ein anderer dagegen setzt sie nebeneinander und schafft richtige Straßen für den Verkehr.

Für den Verkehr — das ist das Losungswort. Hier habt ihr neue Möglichkeiten. Jeder von euch sollte sich ausbilden für den Verkehr. Auch schon im Spiel. Dabei ist es völlig gleichgültig, ob er nun eine Eisenbahn, Autos und sonst etwas zum Spielen besitzt. Ja, nicht nur zum Spielen braucht ihr die Verkehrserziehung. Ihr könnt euch durch das Spiel und durch die Beschäftigung mit den Verkehrsfragen selber ausbilden und vorbildlich werden für alle andern.

„Wie denn?" höre ich Wolfgang fragen. „Sollen wir etwa die langweiligen Regeln auswendig lernen? Das macht doch keinen Spaß."

Seid beruhigt, das will ich damit nicht sagen. Gewiß, ihr sollt lernen. Aber Lernen hat noch keinem Menschen geschadet. Ihr nützt euch ja nur selber; denn wer den Verkehr in aller seiner Vielfalt kennt, wer ihn beobachtet und um seine Gefahren weiß, dem kann nichts geschehen. Der wird zielsicher seines Weges gehen. — Auf die Frage „Wie denn?" kann ich nur eine Antwort geben: „Beschäftigt euch mit den Verkehrsfragen."

Einen guten Weg dazu zeigt euch das neue Heft der „Hilf mit!"-Schriftenreihe auf. Der Band 11, der sich eingehend mit dem Verkehr, seiner Entstehung, Entwicklung und seiner Zukunft beschäftigt, heißt: „Und dann gab's einen Knall."

Ihr lest in diesem Band vom Laufen, Radfahren, Auto, Fliegen und Schwimmen. Ihr hört von Autobahnen, Verkehrsnetzen, Fluglinien und Schiffahrtslinien. Ihr werdet in unterhaltenden, oft sogar sehr lustigen Beiträgen in Geschwindigkeiten und Verkehrsfragen eingeführt. Von Unfällen lest ihr und von Männern, die durch ihre Erfindungen für den Verkehr von Bedeutung waren und sind.

Ja, noch viel mehr wird euch geboten. Die Schrift bringt Bild und Text vom NSKK. und NSFK., von der Deutschen Lufthansa, von der Verkehrspolizei und klärt euch auf über Verkehrsvorschriften, über den neuen Volkswagen, über die Spitzengeschwindigkeiten im Verkehr.

Nicht alle Gebiete können hier aufgezählt werden. Fest steht jedenfalls, daß dieser Band 11, „Und dann gab's einen Knall", jedem von euch gefallen wird. Ihr findet hier alle die euch durch „Hilf mit!" und „Deutsche Jugendburg" bekannten Schriftsteller, Zeichner und Photographen. Da muß es doch etwas sein. Also, meine Lieben, was tut ihr jetzt? Ich kenne die Antwort eines jeden. Gerhard, Wolfgang und Hannes — alle sagen: Wir bestellen und lesen auch diesen neuen Band. Und damit tun sie recht.



Auf zahllosen Pfählen, die in den Grund des Bodensees gerammt werden mußten, um eine feste Baufläche zu schaffen, ruhen diese Pfahlbauten-Wohnhäuser aus der Steinzeit
Aufnahme: Wasow (München)

Ein Pfahlbaudorf im Bodensee

Auf ihrer Fahrt an den Bodensee waren Jochen und Karl auch durch das Städtchen Buchau in Oberschwaben gekommen, wo der Vater eine Rast einlegte. Der Ferienreisende kennt diese Gegend kaum, durch die er eilig hindurchfährt; aber trotzdem wandern immer wieder Scharen von Besuchern in das weitgestreckte Moor oder an den Federsee hinaus, der von einem meilenlangen Schilfgürtel umsäumt wird.

Auch Jochen und Karl wußten nicht viel mit dieser Landschaft anzufangen, wo es keine hoch aufragenden Sehenswürdigkeiten gab. Dennoch tat der Vater sehr geheimnisvoll, als er sie auf einem Knüppeldamm durch das Schilf führte, wo emsig Torf gestochen und im Moor gebuddelt wurde. Sie stießen sich nur heimlich an, wenn es in den Binsen raschelte, und sagten sich: „Hier muß es Wasserhühner geben, Vogelnester und eine Masse Unken." Denn das Schilf erscholl von tiefem Froschgesang. Sie meinten später, als sie in der Abenddämmerung den stillen See erblickten: „Hier müßte man mit einem Paddelboot das Schilf durchstöbern." Aber da zerstachen sie die Schnaken. Und außerdem kam es dem Vater auf ganz andere Dinge an.

Es war ein schöner Abend, und man konnte von hier aus nicht nur den Bussen sehen, einen sanften Hügelrücken, der sich in der Nähe des Federsee erhebt; man sah auch mit dem bloßen Auge die zarten, weißen Zacken der Schweizer Alpen weit überm Bodensee. Das war ein malerischer Anblick, eine wunderbare Fernsicht über die leicht gewellte Ebene mit ihren Mooren und Wäldern, ihren Bauernhöfen und Dörfern.

Aber sie begriffen erst, warum der Vater ihnen diese Landschaft zeigte, als er auf dem Heimweg zu erzählen anfing. Er sprach davon, daß von den fernen Alpenbergen her die ungeheuren Gletscherströme nach Oberschwaben drängten, als es noch nicht Oberschwaben hieß. Das war in einer Zeit, die man gewöhnlich „die graue Vorzeit" heißt, die Eiszeit, also eine Frühzeit unserer Erde. Hunderttausende von Jahren sind seitdem vergangen. Das Eis zerschmolz, das Wasser suchte seinen Abfluß. Es entstanden Flüsse, Seen, Sümpfe. Die Last von Steinen und Geröll, die von den Gletschern mitgetragen wurden, sank auf den Boden.

Allmählich sproßten Gräser auf, dann größere Pflanzen. Das Klima wurde wärmer. Tiere fanden Nahrung. Bis eines Tages neue Gletscher von den Bergen niederbrachen, alles Leben unter sich zermalmend und erstickend. Auch dieses Eis zerschmolz, und wieder regte sich das Erdreich, wieder keimte es und blühte es, und wieder krochen Schnecken an den Gräsern in die Höhe. Wieder wurde der warme Urwald, der aus den Sümpfen wucherte, erfüllt von der Tierwelt, die wir heute kaum noch kennen.

Auch die Palmen und die Schachtelhalme, die Riesenfarne und die Nadelwälder, die es damals gab, sind heute nicht mehr in dieser Gegend anzutreffen. Aber die Gelehrten haben sie durch aufgefundene Versteinerungen nachgewiesen. Ja, sie sagen, daß die Landschaft um den Bodensee, wie sie vor aber tausend Jahren war, vielleicht am ehesten dem Urwald an der Mündung des Amazonenstroms vergleichbar ist.

Der Vater hatte diese Dinge in seiner Art erzählt, ein wenig langsam und nach jedem Satze eine Pause machend, weil man solche schweren Dinge zweimal hören oder zweimal lesen muß, um sie auch richtig zu verstehen.

Er fuhr nun fort: „Und eines Tages kam der Mensch. Es war nun warm genug. Es gab schon Fische in den Seen, die er fangen, und Tiere in den Wäldern, die er jagen konnte. Der Mensch war Jäger. Er zog herum. Schließlich baute er, wenn eine Gegend wildreich war, sein erstes Haus. Das bestand freilich nur aus Reisig und glich eher einem großen, umgestürzten Korb als einem Haus. Später erst lernte der Mensch Waffen machen, Hausgeräte anfertigen. Er wurde seßhaft. Andere Jäger kamen aus dem Norden. Ihre Hütten wurden fester, aus stärkerem Holz gebaut, zuletzt aus schweren Balken. Das runde Reisighaus wich vor dem Langhaus. Dieser Jäger aus dem Norden war ein guter Zimmermann, der es verstand, aus einem Baumstamm einen Einbaum auszuschlagen, mit dem er auf den Seen fahren konnte. Sein Haus glich einem schweren Blockhaus, und weil der Boden weich war, mußte auch der Boden mit Balken oder Pfählen so gut befestigt werden, daß das Haus bestehen blieb. Wie in Venedig und in Holland noch heute viele Häuser auf einem Pfahlrost ruhen, weil sie sonst im Untergrund versinken würden, so hat der Mensch der Pfahlbauzeit sein Haus auf vielen Pfählen aufgebaut.

Hier, zwischen See und Urwald, hatte er den besten Platz gefunden, sich als Fischer zu betätigen; hier kam das Wild zur Tränke; hier war er auch viel sicherer vor seinen Feinden. Aber freilich haben die Jahrtausende es nicht verhindern können, daß ihre Hütten trotzdem vom Moor hinabgezogen wurden. Denn der Fischer und der Jäger, der allmählich Ackerbauer wurde und Vieh zu züchten anfing, hat sich andere Wohnungen gebaut. Er rang dem Urwald eine Lichtung nach der andern ab. Er schuf sich bessere Waffen, bessere Geräte und bessere Hütten an einem andern Platz . . ."

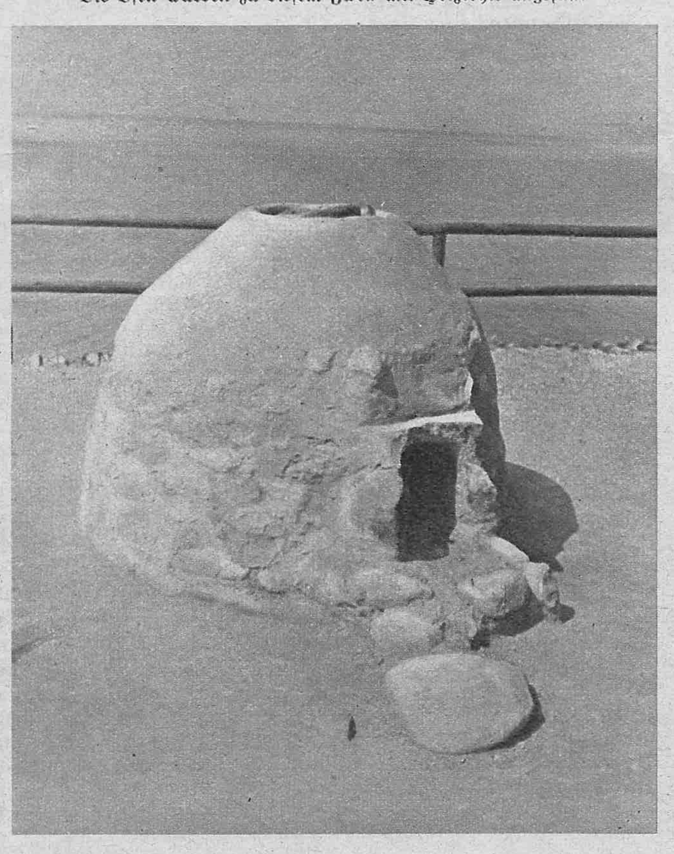
Der Vater blickte auf die Stadt hinüber, dessen Kirchturm von der Abendsonne übergoldet wurde. Karl und Jochen schwiegen. Sie standen eben auf einem wahren Holzweg, einem Knüppeldamm, der in das Schilf hineinlief. Dort sahen sie das offene Moor, wo noch die Spaten blinkten. Dort war die obere Schicht des Moores in einem großen Viereck, das wie ein schwarzer, dunkler Acker anzusehen war, entfernt.

Wie eine dunkle Grube war dieser Torfstich, und sie wußten, daß man den Torf zur Heizung und zur Streu im Stall benutzt. Der Vater sagte aber, indem er auf ein zackiges Gewirre von kurzen Pfosten hinwies, die wie das Gerippe eines längst versunkenen Segelschiffes aus dem schwarzen Erdreich ragten: „Seht, dort ist man den Pfahlbaumenschen wieder auf die Spur gekommen. Hier im Federsee, der immer kleiner wurde, weil er immer mehr versumpfte, hat man ganze Dörfer ausgegraben,



Blick in ein Vorratshaus der Bronzezeit.
Die geflochtenen Wände sind mit Lehm verkleidet. In den formenschönen Tongefäßen haben die Menschen der Bronzezeit Hülsen- und Gartenfrüchte aufbewahrt, auch Mohn und getrocknete Pilze, desgleichen Fleisch oder Fische; im Bild links ist eine Pflugschar erkennbar

Unten: Einer der Öfen, in denen der Bronzegießer seine Gußmasse zum Schmelzen gebracht und dann in Sandformen gegossen hat. Die Öfen wurden zu diesem Zweck mit Holzkohle angefüllt



und durch diese Funde ist das Städtchen Buchau in der ganzen Welt berühmt." — Er hatte noch viel mehr von diesen Menschen, ihren Hütten und von ihrer Zeit zu sagen; aber weil es spät war und weil sie durch die Reise schläfrig waren, schickte er die beiden Jungen bald zu Bett.

Am anderen Morgen bestürmten sie den Vater und wollten mehr wissen.

„Ich zeige euch ein ganzes Pfahlbaudorf", versprach er ihnen.

„Was? Ein ganzes Dorf? Wo liegt es denn? Ja, gibt es das?"

„Es liegt im Bodensee. Ihr werdet es nachher sehen!"

Sie wollten noch mehr fragen, schwiegen aber, weil Vater am Steuer saß und in scharfer Fahrt den Wagen lenkte. Bald leuchtete der Bodensee, weit wie ein Meer, durchpflügt von weißen Dampfern. Weinberge säumten seine Ufer. Pappeln ragten an den Wiesen auf. Im Dunst der Ferne verbargen sich die Schweizer Berge.

Karl und Jochen lasen alle Straßenschilder, darunter auch das Schild von Unteruhldingen, wo sie auf einmal von der Uferstraße in eine Seitenstraße bogen. Dort hielt der Wagen an.

„Aussteigen!"

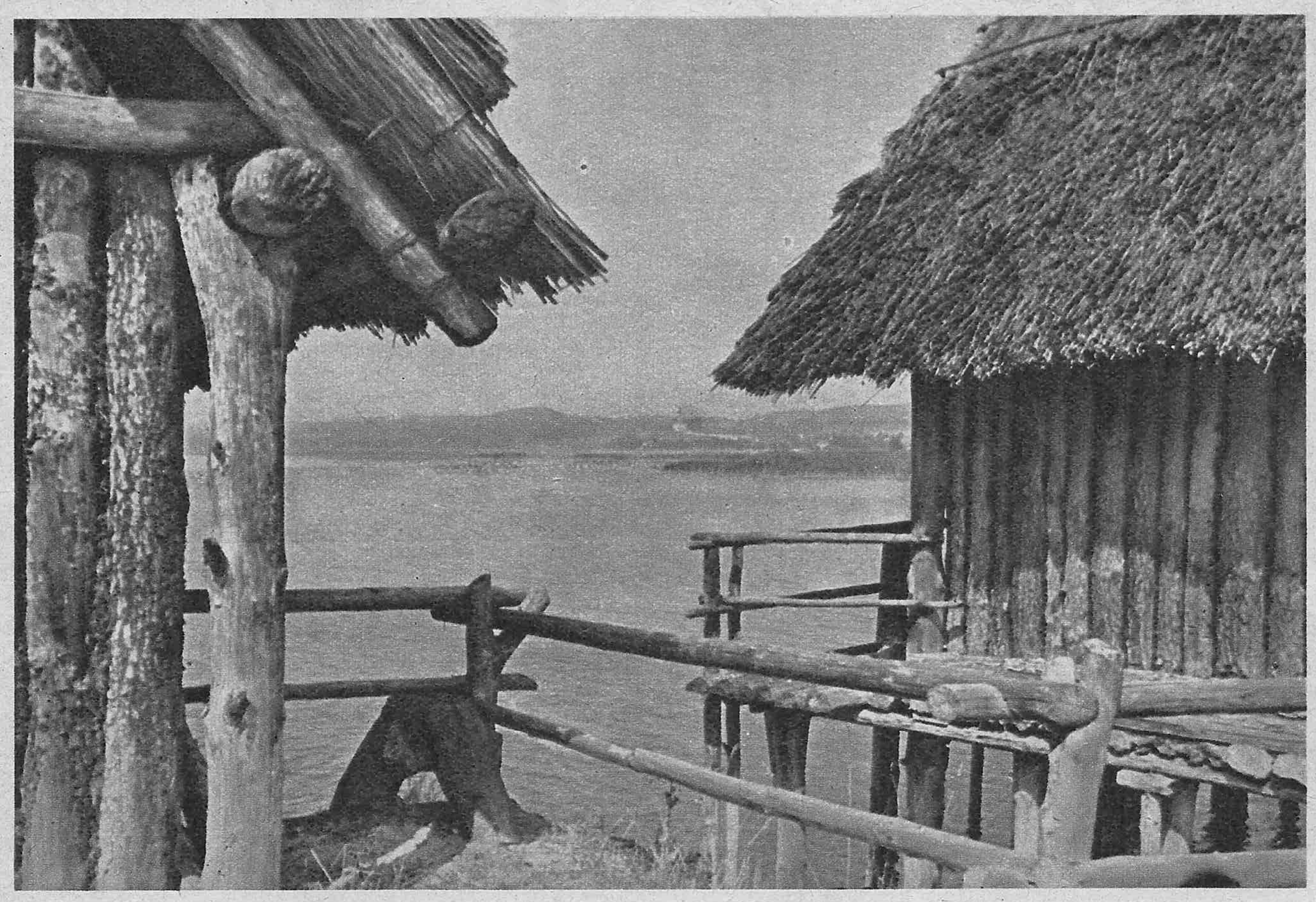
Sie sprangen aus dem Wagen.

„Habe ich zuviel versprochen?" lachte sie der Vater an.

Nur ein paar Schritte waren es zum Ufer, das an dieser Stelle eine sanfte Bucht umgibt; nur einen Steinwurf weit vom Land entfernt gewahrten sie mit staunend aufgerissenen Augen eine Anzahl blockhaushafter Hütten, die auf Pfählen ruhten — das Pfahlbaudorf! — Sie wären in der ersten Freude am liebsten losgestürmt, um auf dem Holzsteg in dieses sonderbare Dorf hineinzulaufen, dessen Pfähle sich im schimmernd grünen Wasser spiegelten. Sie mußten aber warten, weil würdevolle Herren ihre Karten lösten, weil andere Fremden auf den Erklärer warteten, der sie begleiten sollte. — Endlich wandelte der Trupp hinüber zu den mit Stroh gedeckten Steinzeithäusern, an deren Giebeln ein paar knorrig ausgefranste Äste wie Hirschgeweihe in die Höhe ragten. Netze hingen am Geländer. Speere standen in dem größeren der Häuser, glatte Lanzen, deren Spitzen scharfe Steine bildeten. Felle lagen an der Wand entlang.

Im Mittelpunkt der langgestreckten Halle, des Versammlungs- oder Führerhauses, loderte das Feuer. In einer Ecke standen Trommeln, während sie im Wohnhaus einen Webstuhl fanden, Pflüge, Hacken, Fischereigeräte. Sie hörten die Erklärung: „Viertausend Jahre mögen diese Stücke alt sein", und sie blickten sich ein wenig scheu in diesen Räumen um, die trotz der Einfachheit so wohnlich waren, als sei der Eigentümer erst eben aus dem Haus getreten, als sei das ganze Dorf schon immer so gewesen, wie es da stand. Sie fanden, daß man auch die Äxte und die anderen Geräte aus Knochen, Horn und Stein noch gut verwenden könnte, und sie malten sich die Spiele aus, für die sie wunderbar geeignet wären. — Aber diese Häuser verdankten ihr Entstehen dem Ernst der Wissenschaftler, die in jahre- und jahrzehntelanger Arbeit ein Stück nach dem andern aus dem Boden bargen, die besonders dort bei Buchau, im Torf und Moor des Federsees, die schönsten Funde aus dem Erdreich holten. Hier schufen sie bei Unteruhldingen das Pfahlbaudorf, ein einzigartiges Freilichtmuseum, wo der Mensch von heute sehen kann, wie eine Wohnstatt vor Jahrtausenden beschaffen war, wie sich der Steinzeitmensch zu helfen wußte, und wie der Mensch der Bronzezeit bereits den Vorteil der Metalle auszunützen wußte.

In diesem Dorf der Bronzezeit entdeckten Karl und Jochen zunächst die Öfen des Bronzegießers und des Töpfers, die großen, weißgekalkten Bienenkörben glichen. Sie fanden Käsereigeräte (also hatte der Mensch schon damals, etwa 1100 Jahre vor der Zeitenwende, Hausvieh zu betreuen), und sie fanden säuberlich verzierte Bronzen, hauswirtschaftliche Gefäße, Waffen; auch die Krüge, Töpfe, Schalen, die der Töpfer brannte, wiesen künstlerische Zeichnungen und Muster auf. Es gab so viele Dinge, die man genau betrachten mußte, um die Bedeutung zu verstehen, die sie für den Wissenschaftler haben, der aus den kleinsten Dingen oft die genauesten Beweise finden kann. Er fragt zum Beispiel: „Woher bezog der Pfahlbaumensch die Bronze? Am Bodensee wird kein Metall gefunden. Es muß aus fernen Ländern hierhergekommen sein. Wer brachte es? Auf welchen Wegen wurde es herangeschafft? Durch wessen Hände ging es? Und was gab man dafür in Tausch?" Ach, Fragen über Fragen, die Jochen und sein Bruder Karl gewiß einmal bedenken wollten. Vorläufig klopften ihre Herzen vor dem prächtig ausgehöhlten Einbaum, der unterm langgezogenen Dach lag, und den sie beide am liebsten gleich bestiegen hätten, um mit ihm loszupaddeln.



Dieses schöne Bild zeigt deutlich, wie die Pfähle zusammengefügt sind; während das eine Ende des Querbalkens in einer Astgabel ruht, zeigt das andere Ende die Kerbschnitte, die ineinandergreifen

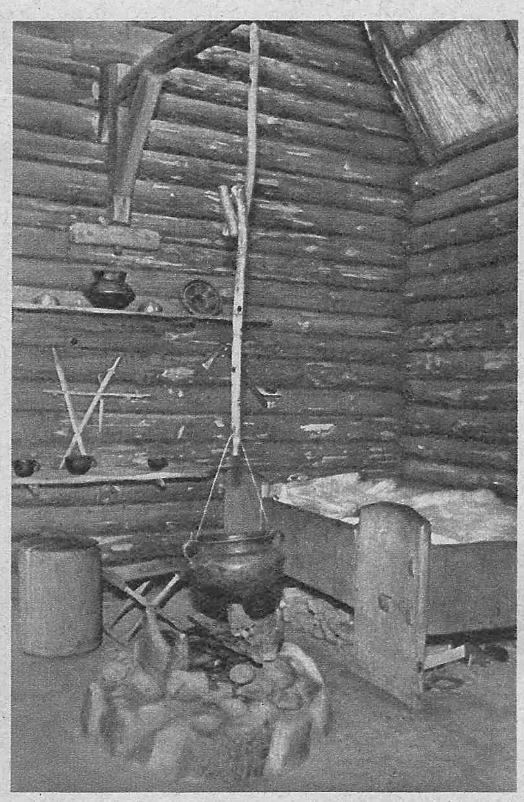
Aufnahmen: Roma (4)

Vorläufig staunten sie den Pflug an, der genau so aussieht wie der Pflug, mit dem der Bauer heute noch sein Feld beackert. Und sie rochen in die bauchig dicken Vorratskrüge, in denen Mehl, Getreidekörner, Pilze und Gartenfrüchte lagen, die Speisekammer für den harten Winter. Sie durften sich in schwere Stühle setzen, die aus einem Klotz bestanden und sehr bequeme Lehnen hatten, und sie sahen eine Treppe, die eigentlich nichts weiter als ein zubehauener Pfosten war, aus dem der Zimmermann vor nun dreitausend Jahren nur die Stufen herausgeschnitten hatte. Wo nur das Auge hinfiel, waren absonderliche Dinge zu entdecken, ein Webstuhl oder eine Mühle, wie sie die Hausfrau brauchte, ein Blasebalg und Feuerböcke, über denen der Kochtopf an zwei Henkeln schwebte. Und nicht zuletzt war es bewundernswert, wie einfach das Gebälk der ganzen Hütte zugehauen war, wie sich die Balken an der Decke überschnitten, wie eine Fuge in die andere paßte.

„Da kann es ruhig stürmen", sagte der Erklärer.

Der Bodensee wird oft von bösen Wettern heimgesucht. Auch Karl und Jochen erlebten es, wie ungestüm die Windsbraut plötzlich aufbricht und grollend ihre Wellen an den Strand jagt. Karl und Jochen, die ihren Urlaub in der Nähe Unteruhldingens verbrachten, kamen oft herüber in das Pfahlbaudorf und sahen dort in dem Museumsraum die Karte, aus der hervorgeht, daß man überall am Bodensee auf Reste solcher Dörfer stieß. Beklommen mußten sie dann daran denken, daß solche Stürme in „der grauen Vorzeit" manches Dorf hinabgerissen haben auf den Grund, wo es nun Schlamm und Sand bedeckt.

Sie saßen aber wie so viele andere Menschen am liebsten abends dort am Ufer, wenn die Sonne rotglühend hinterm Bodmanrücken untergeht. Dann stehen diese Pfahlbauhütten wie schwarze Schatten vor der feurig überflammten Landschaft, und das Wasser scheint sie fortzutragen. Vielleicht bewegen sich die Binsen nach ihrer uralt feinen Melodie. Und ruhig atmend schlägt der Bodensee mit zarten Wellen an das Ufer. Dann ist es so, als sei die Zeit versunken, als müsse plötzlich ein Einbaum näher kommen, als müsse Rauch aus diesen Hütten steigen, als sei das Dorf lebendig, das nur ein Museum ist. Otto Häusser.



Die Feuerstelle im Haus eines Bronzegießers. An der Wand erkennen wir zwei fast zierlich gearbeitete Klingen; Gefäße mit Schmuckmustern ruhen auf festen Wandbrettern



Ein alter Wunsch für unsere Mädel wird erfüllt. Jetzt beweist einmal daheim, ob ihr auch wirklich kleine Meisterinnen seid.

Einlaufsuppe:

Zutaten: 2 Eßlöffel Mehl (20 Gramm), 1 Ei, 3—4 Eßlöffel Wasser, 1 Liter klare Suppe (4 Maggiwürfel).

Zubereitung: Mehl, Ei und Wasser rührst du zu einem dünnflüssigen Teiglein an. Die Maggiwürfel werden in 1 Liter Wasser aufgelöst; in diese kochende Fleischbrühe läßt du dann das Teiglein langsam unter Umrühren einlaufen. Nach 5 Minuten Kochen ist die Suppe fertig.

Grünkernkoteletten (Fleischersatz):

Zutaten: ½ Pfund Grünkerngrütze, schwach 1 Liter Wasser, 1 Eßlöffel Salz, 1 Teelöffel in 20 Gramm Fett gedämpfte, feingeschnittene Zwiebel, 1 Ei. — Zum Backen: Semmelmehl und Backfett.

Zubereitung: Koche die Grütze in dem Wasser sehr vorsichtig und langsam dick und weich. Dann gibst du die gedämpften Zwiebel und das Ei darein und läßt die Masse erkalten. Nun forme handtellergroße Küchlein daraus, ungefähr fingerdick, und wende sie in dem Semmelmehl um und backe sie schön braun auf beiden Seiten. — Dazu schmeckt grüner Salat, aber auch Bohnengemüse sehr gut.

Nun will ich dir auch gleich sagen, wie du gutes

Bohnengemüse kochen kannst:

Zubereitung: Putze die Bohnen recht gut und entledige sie hauptsächlich der Fäden an den Seiten. Nun breche sie mit der Hand, ungefähr jede Bohne in 4 Stückchen. Man soll die Bohnen nicht schneiden! Dann werden sie gewaschen. Nun lasse ein Stückchen Butter oder Fett in einem Kochtopf zergehen, dämpfe eine feingeschnittene Zwiebel darin, gebe die gewaschenen Bohnen dazu und lasse diese noch etwas mitdämpfen. Salz gibst du je nach Geschmack daran. Nun streue etwa 1 Eßlöffel Mehl darüber und rühre die Bohnen gut um. Dann gieße nach und nach soviel Wasser darüber, daß die Bohnen beinahe bedeckt sind. Die beste Würze der Bohnen, das „Bohnenkraut", darfst du aber nicht vergessen! Gib das noch bei und lasse es mitkochen. Ungefähr 20 Minuten vor Tischzeit rühre noch etwas feingewiegte Petersilie darunter. — Du mußt immer gut aufpassen, daß das Wasser nicht zu sehr einkocht, damit die Bohnen nicht anbrennen.

Gebratene Äpfel (Menge nach Belieben):

Zubereitung: Wasche zuerst die Äpfel, trockne sie ab und steche das Kernhaus aus, jedoch muß der Apfel unten geschlossen bleiben. Fülle diese Höhlung mit Zucker und, wenn du hast, mit gewiegten Nüssen aus. Dann setze die Äpfel auf ein Backblech und lasse sie im Rohr in guter Hitze braten, und zwar etwa ½ Stunde. — Diese Nachspeise wird euch Leckermäulern sicher gut munden!

Kartoffelblättchen in der Schale (Menge nach Belieben):

Zubereitung: Die Kartoffeln mußt du sehr gut waschen, am besten vielleicht mit einer Bürste. Dann schneide sie in feine Scheiben oder, wenn du einen Gurkenhobel hast, nimm diesen zu Hilfe. Lege die Blättchen auf ein ungefettetes Kuchenblech, bestreue sie mit gestoßenem Kümmel und lasse sie im Backrohr goldgelb backen. Bevor du sie anrichtest, mußt du sie noch etwas salzen. — Dieses Kartoffelgericht schmeckt sehr gut als Beigabe zum Fleisch.

Tomaten- und Kopfsalat mit Wurst:

Zutaten: 2 Kopfsalate, 1 Pfund Tomaten, ½ Pfund Fleischwurst, nach Belieben etwas feingeschnittene Zwiebel.

Zubereitung: Zuerst nimmst du die Salatköpfe und putzt sie sauber, indem du die nicht mehr guten Blätter wegschneidest, und wäschst den Salat 3mal in Wasser. Die gereinigten Tomaten schneide in feine Scheiben, ebenfalls die Wurst, nachdem sie gehäutet ist. Mische dann alles zusammen und gieße eine gute Salatbrühe darüber. Du wirst sicher wissen, daß diese aus verdünntem Essig, Öl, Salz, einer Prise Zucker und, wenn erwünscht, einigen Tropfen Fleischextrakt hergestellt wird. — Dieser Salat mit einigen Butterschnitten ist ein gutes Abendbrot.

Grießauflauf

Zutaten: 150 Gramm Grieß, ½ Liter Milch, Prise Salz, 30 Gramm Butter, 100 Gramm Zucker, 2 Eier, ½ Päckchen Backpulver, etwas Zitronenschale oder Zitronenöl.

Zubereitung: Du läßt die Milch mit dem Salz kochen, streust den Grieß unter beständigem Rühren dazu (am besten rührst du mit dem Schneebesen) und kochst die Masse zu einem dicken Brei. Dann nimmst du diese vom Feuer und läßt sie auskühlen. Während dieser Zeit rührst du die Butter schaumig, gibst abwechselnd Zucker und Eigelb dazu, dann die ausgekühlte Grießmasse, Zitrone und Backpulver und rührst zuletzt den steifen Eierschnee locker darunter. Die Masse gibst du dann in eine ausgefettete Form und läßt den Auflauf in guter Hitze eine halbe bis dreiviertel Stunde backen.

Grießschmarren:

Zutaten: ¾ Liter Milch, eine Prise Salz, 200 Gramm Grieß, 2 Eier, 80 Gramm Fett, 40 Gramm Zucker, 1 Kaffeelöffel Zimt.

Zubereitung: Du kochst von der Milch mit der Prise Salz und dem Grieß einen Brei wie oben angegeben. Die Masse gibst du nun in eine Schüssel und rührst die Eier darunter. Die Hälfte des Fettes wird in der Pfanne heiß gemacht, die Hälfte vom Teig dareingeschüttet und gleichmäßig in der Pfanne verteilt. Wenn die Masse unten gebacken ist, zerteilst du den Kuchen mit der Backschaufel in kleine Stückchen, wendest sie um und bäckst sie schön goldgelb. Die Speise wird auf einer Platte angerichtet und mit Zucker und Zimt bestreut. Mit der zweiten Hälfte des Teiges wird ebenso verfahren.

Nudelauflauf:

Zutaten: 250 Gramm Spaghetti, 1 Liter Milch, ¼ Liter Buttermilch, 1 Ei, 50 Gramm Zucker und 1 Päckchen Vanillezucker, 1 Kilogramm Äpfel.

Zubereitung: Die Spaghetti werden in kleine Stückchen gebrochen und in die kochende Milch gegeben, bis die Milch ganz von den Nudeln aufgesaugt ist. Die geschälten und feingeschnittenen Äpfel werden eingezuckert. In eine gutgefettete Auflaufform schichtest du dann Nudeln und Äpfel und übergießt sie mit der Buttermilch, die mit einem Ei und Vanillezucker verquirlt wurde. Der Auflauf wird in guter Hitze etwa eine Stunde gebacken.

Kalter Grießpudding:

Zutaten: ¾ Liter Milch, Prise Salz, 125 Gramm Grieß, 1 Ei, 50 Gramm Zucker, etwas Zitronenschale oder Vanillezucker.

Zubereitung: Der Grieß wird in die gewürzte, kochende Milch gegeben und unter Umrühren 15 Minuten gekocht, das Eigelb vorsichtig in die Masse gerührt und zuletzt das geschlagene Eiweiß hinzugegeben. Nun schüttest du die Masse in eine mit kaltem Wasser gespülte Form und stürzt sie nach dem Erkalten auf eine tiefe Platte. Es kann Himbeersaft oder auch sonst ein Fruchtsaft dazugegeben werden.

Scheiterhaufen mit Äpfeln:

Zutaten: 6 alte Brötchen, ½ Kilogramm Äpfel, ½ Liter Milch, 3 Eier, 100 Gramm Zucker, etwas Zitronenschale, 50 Gramm Sultaninen, 30 Gramm Fett.

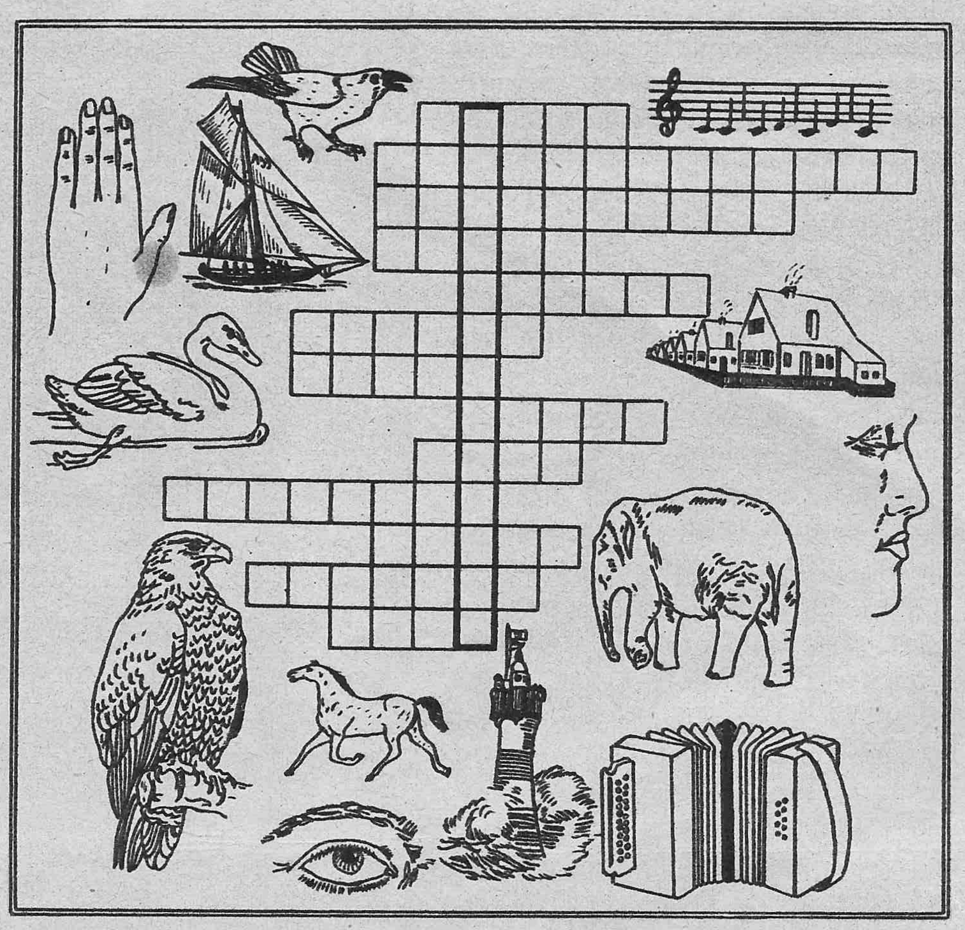
Zubereitung: Die Brötchen werden in ganz feine Scheiben geschnitten und die Milch darübergegossen. Dann schälst du die Äpfel, schneidest sie ebenfalls in feine Scheiben und rührst sie mit den Eiern, Zucker und Zitronenschale an die mit Milch getränkten Brötchen. Die Masse gibst du nun in eine gutgefettete Auflaufform und läßt sie in guter Hitze backen.

Quarknachspeise:

Zutaten: 250 Gramm Quark, 5 Eßlöffel Zucker, 1 Päckchen Vanillezucker, 50 Gramm Sultaninen, 1 Ei, 6 Eßlöffel süßer Rahm.

Zubereitung: Als erstes gießt du den Quark durch ein feines Sieb, gibst erst das Ei und den Rahm daran und danach die anderen Zutaten.

....und ein paar Kleinigkeiten



Rate, wer kann

Die im Bilde vorhandenen 13 Figuren sollen mit ihren Namen in die waagerechten Reihenfelder so eingesetzt werden, daß die entsprechenden Wörter hineinpassen. Zu beachten ist, daß einmal „ch" als ein Buchstabe gelten soll. Bei richtigem Einsatz kann man in der starkumrandeten, senkrechten Felderreihe einen Begriff lesen, der den Stolz unseres Führers Adolf Hitler darstellt.

Zum Rechnen

Die 5%igen Zinsen eines Kapitals betragen gerade soviel unter 1260 RM., als das Kapital darüber liegt. Um welches Kapital handelt es sich?

*

Der Buchhalter Müller verwendet die Hälfte seines Gehaltes für Ernährung und Kleidung, die Hälfte des Restes für die Wohnung und die Hälfte des jetzigen Restes für Sonstiges. So kann er monatlich 35 RM. ersparen. Wieviel erhält er?

Der Zauberschleier

Wie sieht die Welt so seltsam aus?
Verschwunden ist des Nachbars Haus.
Ich seh' nicht Baum, noch Menschen mehr.
Ein weißer Schleier ringsumher
hat alles über Nacht verdeckt,
ein Schleier, der mich narrt und neckt.
Ich greife mit der Hand danach
und will ihn wegzieh'n. Aber ach!
Ich greife nur ins Leere hin,
nichts ist zum Fassen, nichts zum Zieh'n.
Die Sonne sieht's und lacht mich aus
und zieht den Schleier weg vom Haus,
von allen Bäumen, allen Leuten.
Wer kann mir dieses Rätsel deuten?

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 1

Vier Rätsel: Thermometer — Barometer — Kreis = Greis — Der Traum.

Hier hat unser Zeichner sich geirrt: Es fehlt die Leiter zum Anstand. Der Hund kommt nicht auf den Anstand. In der Brunstzeit darf nicht geschossen werden.

Bilderrätsel: Pferd, Kühe, Rübe, Schwert, Bein, Meißel, Leiter, Wecker, Orden, Schwein, Ball — Früh übe, wer ein Meister werden will.

Silbenrätsel: 1. Wieland, 2. Einhorn, 3. Helga, 4. Ruprecht, 5. Selters, 6. Taler, 7. Aurich, 8. Niete, 9. Düna, 10. Ungarn, 11. Neuwied — Wehrstand und Nährstand.

„Hilf mit!" im Sudetenland

Wo deutsche Jungen und Mädel wohnen und zur Schule gehen, da sind auch „Hilf mit!" und „Deutsche Jugendburg", unsere beiden beliebten Schülerzeitschriften. Kaum hatten deutsche Soldaten das Sudetenland als Betreuer betreten, da folgte ihnen auf dem Fuße der Freund der deutschen Jugend, unser „Hilf mit!". Neue Leser und damit neue Freunde haben wir für unsere große „Hilf=mit!"=Kameradschaft gewonnen. Sie werden, wie alle Jungen und Mädel im Reich, dem Rufe folgen:

„Hilf mit!"



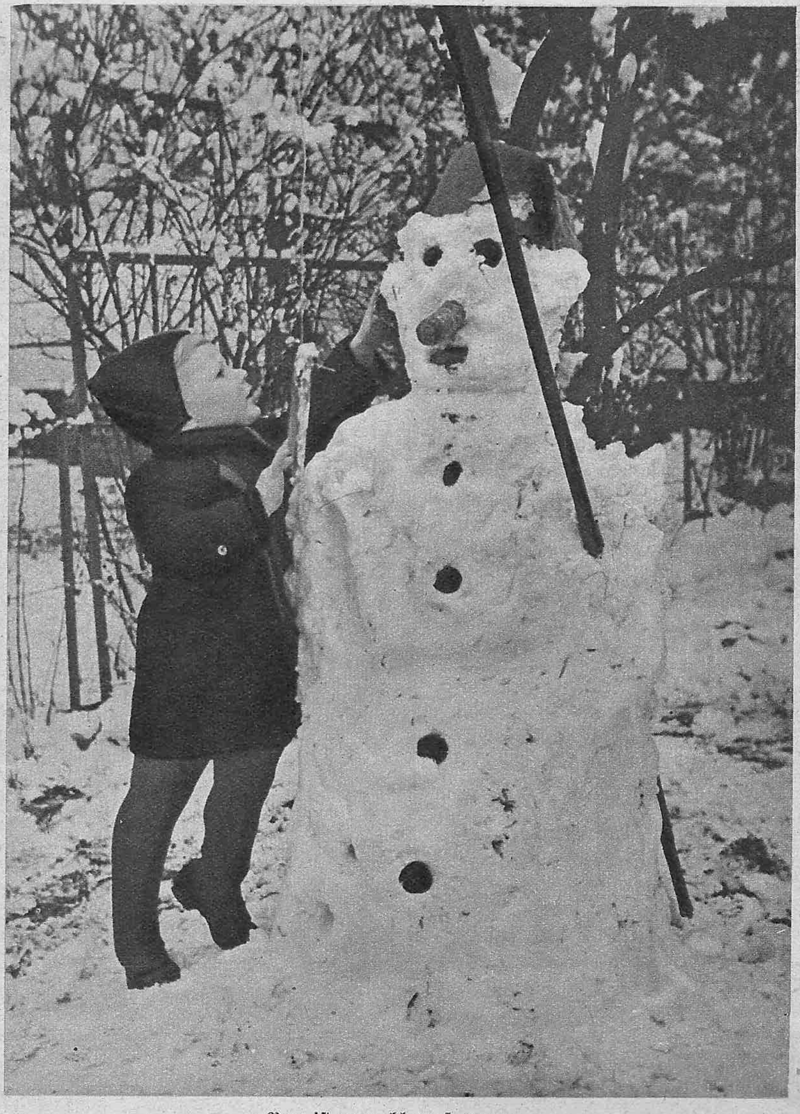
Herausgeber: NS.-Lehrerbund, Bayreuth. Hauptschriftleiter: Heinrich Hansen, Stellvertretender Hauptschriftleiter: Heinz Görz, beide Berlin.
Druck und Verlag: H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Alle Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Deutsche Jugendburg", ebenda. — Nachdruck verboten. — Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto. — Die drei Schülerzeitschriften des NSLB.: Für die Älteren „Hilf mit!", für die Jüngeren „Deutsche Jugendburg", für die Jüngsten „Bilderzeitschrift Deutsche Jugendburg, Ausgabe A"

Ihr wißt es natürlich besser und glaubt, solch Schneemann ließe sich im Handumdrehen bauen. Das mag wohl hin und wieder stimmen, wenn ein paar ganz geschickte Baumeister ans Werk gehen. Aber bei uns war das etwas anderes. Da waren außer mir noch zwei andere, die mithineinredeten und auf ihr Recht bestanden. Erstens meine Schwester Gertrud, die von sich selbst behauptet, an ihr wäre ein Junge verlorengegangen, und dann mein kleiner Bruder Alfred, der das durch Ungeschicklichkeit wieder umreißt, was wir mit Mühe aufgebaut.

Es hat so beinahe drei Stunden gedauert, bis wir mit dem Bau unseres Schneemannes fertig waren. Dann stand er aber stolz und schön da. Seht ihn euch nur an. Könnt ihr das nachmachen?

Natürlich hat sich mein Bruder Alfred sofort damit photographieren lassen. Er wollte damit wohl erreichen, daß alle ihn für den großen Baukünstler ansehen und ihn loben. Wir wollen ihm gern diese Freude gönnen, und wenn ihr ihn trefft und er erzählt euch stolz und selbstbewußt von seinem Schneemann, dann lacht ihn bitte nicht aus und tut so, als ob ihr ihm das alles glaubt. Nicht wahr, das versprecht ihr mir doch?

Es wäre sonst schade um meinen kleinen Alfred, der sich so gern freut.



Nun ist er wohl groß genug

Unser Schneemann



Wenn zwei sich die Arbeit teilen, geht es natürlich schneller



Das soll der Rumpf werden

Aufnahmen: Brenner